

Die Zukunft

Herausgeber:

Maximilian Harden.



Sechszwanzigster Band.

Berlin.

Verlag der Zukunft.

1899.

11445



3969



Inhalt.

1899?	29	Finnland f. Notizbuch 490.	
Amerika f. Deutschthum.		Frau, die moderne f. Rezerieren.	
Amerikanismus und Deutschthum	210	Frauenbildung f. Männer-	
Kunst, das Arbeitstatistische, in		urtheil.	
Oesterreich	17	Fuhrmann Henrich f. Theater 271	
Anfänge moderner Kunst	144	Gasindustrie	221
Banffy, von, zu Szell	524	Gelbpolitik	90
Bankbilanzen	392	Gewitternacht f. Theater 271.	
Bauernsozialismus, ungarischer .	534	Goldbeck, Eduard f. Notizbuch 407	
Bewegung, die soziale, in der		Goethe-Denkmal f. Lex Goethe.	
Kulturwelt	327	Große Unfug-Paragraph, der f.	
Bismarcks Buch f. Wie.		Notizbuch 496.	
Bismarck Posthumus	1	Grundlagen des neunzehnten Jahr-	
Bismarck-Säule, eine	127	hunderts f. Lucian.	
Bismarck-Säulen	258	Gardens Fabeln f. Notizbuch 395	
Börsenwandlerungen	446	Hausso, à la	131
Brasilien f. Schule.		Heimathlosen, die f. Theater .	455
Brief an Herrn Kröner, Inhaber		Ideale	353
der J. G. Cottaschen Verlags-		Kanzler, der zweite	225
buchhandlung f. Notizbuch .	135	Rezerieren gegen die moderne Frau	237
Bildniß, ein deutsch-dänisches .	101	Klub der Darmlosen	97
Caprivi f. Kanzler f. a. Notiz-		f. a. Notizbuch 496.	
buch 319.		Koburg f. Lippe.	
Cook, John Mason f. Notiz-		Königs, des, Rufus	290
buch 491.		Konjunkturvereine	516
Cyrano de Bergerac f. Theater 262		Kunst, die, von heute und morgen	197
D. R. M. G.	185	Kunst, moderne f. Anfänge.	
Delbrück, Professor f. Notiz-		Kunstausstellung f. XI.	
buch 182, 395.		Kunstlehre und Reichstag . . .	414
Deutschthum, das, in den Ver-		f. a. Notizbuch 494.	
einigten Staaten	105	Labriola f. Sozialist.	
Die es thaten	126	Leute, die, von Nieder-Oesterreich	77
3 oder 3½ Prozent?	259	Lex Goethe	409
Drei Rehersebern f. Theater .	270	Lieber, Dr. Ernst f. Notizbuch	494
Durst Christi, der	74	Lippe und Koburg	333
XI, die	351	Litauen, im russischen	171
Erlaß der Kaiserin-Wittwe von		Literatur, deutsche	374
China f. Notizbuch 94.		Löbtau	361
Fastenspeise	273	Loubet f. Präsident.	
Faure f. Präsident.		Lucian	426
Festrede, eine	137	Lulala	49

Majestätsbeleidigungsprozesse f. Notizbuch 95.	
Männerurtheil über Frauen- dichtung	26
Marianna	21
Mehring f. Notizbuch 395.	
Meinung, öffentliche	83
Mengel, Adolf von f. Palälä.	
Militärvorlage, die	70
Modern-Dekorativ	85
Monaco, Fürst von f. Fasten- speise.	
Monarchie, die f. Notizbuch 96.	
Mozartische Opern f. Selbst- anzeige 337.	
Napoleon	418
Narrenstreiche	543
Nießsche und die Franzosen	462
Notizbuch 93, 134, 182, 319, 395, 490	
Ober-Bürgermeister f. Notiz- buch 93; f. a. Fastenspeise.	
Orientreise f. Palälä.	
Pathologie der jüdischen Volks- seele	339
Pauline f. Theater 449.	
Père Peinard, le	355
Perte, die	344
Petschenege, der	119
Phantasmus	173
Plakatausstellung f. Modern- Dekorativ.	
Podbielski f. Fastenspeise.	
Präsident, der	321
Ramirez, Don Alonso	371
Ragenhofer, Gustav f. Sozio- logie. f. a. Vom Individuellen. f. a. Wechselbeziehungen. f. a. Staat.	
Reichstag, der f. Klub der Darmlosen, f. a. Künstler- ehre.	
Robbertus, der Utopist	190
Rothschild, Alfred von f. Notiz- buch 95.	
Sade, der Marquis de	497
Saharet, die	308
Schule, die deutsche, in Brasilien	329
Schweizerpfeifen	179
Schwester Agathe	530
Selbstanzeigen 33, 129, 176, 214, 313, 337, 387, 485, 537	
Socrates, Herr und Frau	439
Soziale Gebilde f. Wechsel- beziehungen.	
Soziales f. Vom Individuellen.	
Sozialist, ein italienischer	55
Sozialpolitiker, ein konservativer	216
Soziologie	165
Sprachenstreit, der deutsch-böhmische	280
Staat, Kulturkreis und Mensch- heit	434
Stadt, die schönste, der Welt	36
Subskriptionfest :	316
Südschbilder	383
Tag, der letzte, eines Verurtheilten	240
Theater	262, 449
Theateragenten	205
Thiergarten f. Fastenspeise.	
Thronrede f. Notizbuch 136.	
Tugendbold, ein	472
Unehre	378
Unterseeboote, die	476
Verbrecher, jugendliche	481
Verträge, telephonirte	540
Vom Individuellen zum Sozialen	233
Waarenhauffe	358
Wagner-Klatfch	115
Wechselbeziehungen, die, der sozialen Gebilde	366
Weißheimer, Wendelin f. Wag- ner-Klatfch.	
Weltgeschichte, was ist?	250
f. a. Notizbuch 407.	
Werthe, dunkle	487
Wie Bismarcks Buch entstand	457
Wissenschaft und Praxis	303
Zarathustra	475
Zurechnungsfähigkeit, die ver- minderte	8



Berlin, den 7. Januar 1899.

Bismarck Posthumus.

Seiner Excellenz dem Herrn Grafen von Senf-Recht in Berlin.

Seit Ihrer Epistel aus dem sogenannten Heiligen Lande bin ich, lieber Graf, leider ohne jede Nachricht von Ihnen. *Jugez de mon dépit.* Was Sie mir damals über die ungünstige Wirkung der sonderbaren Pilgerfahrt auf das Befinden von J. W. andeuteten, hat mich tief betrübt. Weiter hat mich dagegen Ihre Schilderung in Sachen wider Lucanus und Senden gestimmt und ich hatte mich, namentlich nach dem verheißenden Schlußsatz Ihres Briefes, der angenehmen Hoffnung hingegeben, bald Näheres zu hören. Bedenken Sie gütigst, daß ich hier in Liliput, wohin ein aus mir immer noch undurchsichtigen Tiefen herwehender ungnädiger Wind mich verschlug, nicht viel besser als in der Ultima Thule lebe. Man erfährt buchstäblich nichts; meine berliner Bekannten habe ich, so weit sie den bei Hof Zugelassenen angehören, mit der Allerhöchsten Huld fast sämmtlich verloren und sogar die gedruckte öffentliche Meinung, aus der ein geschultes Diplomatennäschen manchmal Etwas wittern kann, geht mir mit arger Verspätung zu. Sie sind meine einzige Zuflucht und ich muß elend verschmachten, wenn Sie sich nicht herbeilassen, meinen Durst zu stillen. Was geht denn eigentlich vor? *À la fin des fins* scheint Ihre Cook-Expedition ja nicht gerade lustig verlaufen zu sein. Wohl trotz dem Türken allgemeine Enttäuschung und Depression? Sehr gern wüßte ich Einiges über den politischen Ertrag, falls überhaupt vorhanden. Es ist ein Jammer, von allen Quellen abgeschnitten zu sein, aus denen man früher *ad libitum* schlürfen durfte. Komme mir mitunter schon ganz kretiniert vor, beinahe reif für wichtigen Botschafterposten.

Schertz bei Seite: Sie dürfen mich nicht in der Wüste verdursten lassen. Ich bin froh, daß sich heute ein schicklicher Anlaß bietet, Ihnen zu schreiben. Weihnachten und Neujahr naht und ich will nicht zum ersten Male unter Ihren Gratulanten fehlen. Möge 99 Ihnen . . . Aber Sie ersparen mir wohl die übliche Glückwunschformel. Sie kennen meine Gefühle nicht seit vorgestern. Und wissen deshalb auch, daß es nicht bloße Neugier ist, wenn ich frage: Was geht denn dort vor? Unheimlich still. Inzwischen müssen doch Bismarcks „Gedanken und Erinnerungen“ herausgekommen sein. Ich hielt, offen gestanden, die Sache für Humbug und war zunächst starr vor Staunen, als das Gerücht bestätigt wurde. Habe natürlich sofort subscribirt, die Bände aber noch nicht erhalten und bin rasend gespannt. Bisher nur Bruchstücke, meist wohl apokryph, die kein richtiges Bild geben, und fabelhafte Zeitungschwägereien. Ist wirklich wahr, daß der Alte eine Million als Honorar bekommen hat? Gewiß nicht zu viel, aber doch ein köstlicher Posten Geld. Und wie ist die Wirkung im Kreise der Lieben und Getreuen? Nach Allem, was Sie mir über friedrichsruher Stimmungen im Laufe der letzten acht Jahre schrieben, denke ich mir den Effect ungefähr so, wie wenn eine Raketenliste — ipse dixit! — endlich geöffnet wird und der Inhalt nun losknallt. Ich wollt', ich wär' dabei gewesen, comme dit l'autre. . . Eine Leistung ist immerhin, mit sechsundsiebzig Jahren und nach solchem Verbrauch aller Kräfte noch unter die Büchermacher zu gehen. Er konnte eben Alles, was er wollte. Aber ein bestimmtes Ziel muß ihn doch gelockt haben, sonst wäre mir's räthselhaft. Bitte: orientiren Sie mich so bald wie möglich über die Aufnahme. Am Ende ist es doch keine Kleinigkeit, wenn Einer von diesen Dimensionen, ehe er noch feierlich eingeurnt ist, die Hüllen sprengt und zu spuken beginnt, — Einer, der so viel weiß, so viel in der Nähe gesehen hat! Nähen kanns, schon als warnendes Beispiel, und ich wünschte, daß — bei aller Inkommensurabilität — auch Leo und Chlodwig Gedanken und Erinnerungen aus ihrer Kanzlerschaft vom Stapel ließen. Wir könnten was Schönes erleben; und sie brauchten dazu gar nicht erst noch töter zu werden.

Muß ich Ihnen ausdrücklich melden, daß hier nach wie vor nicht das Geringste passiert? Ich führe das Leben eines spartanisch Erzogenen bei den Phäaken. Müßiggang sans phrase, nicht einmal geschäftiger. Als neulich eine Anfrage wegen einer Operninszenirung kam, ertappte ich mich auf einer Regung frohen Stolzes. Doch eine Aufgabe! Daß man sich aber Jahre um die Ohren geschlagen und alles Erlernbare zu lernen versucht hat, um nun so zu enden, auf Redouten sich die Beine in den Leib zu stecken, über

einen nicht vorhandenen Handel alberne Berichte nach Hause zu schicken und beim Cercle der Majestäten Blödsinn zu schwagen: hart ist's und bleibt's, auch wenn man sich zum Trost täglich sagt, wie gut es ist, aus der Schußlinie entfernt zu sein. Was macht denn das hochwohlwöbliche K. K. ? Holstein for ever oder neuester Kurs? Bülow wird ja jetzt riesig becomplimentirt. Hielt ihn immer für tüchtig, aber mehr im Sinne seines Vaters, der „Heiligen Kraft“, und bin erstaunt, ihn als Bismarck up to date gepriesen zu hören. Sie sehen, daß Sie mir manche Mittheilung schuldig sind. Ist die Sache mit Aribert denn ganz im Sande verlaufen? Ließ sich doch wie ein Riesensandal an. Solche Sachen werden heutzutage wirklich sehr fein gefingert.

Empfehlen Sie mich Allen, die am Pariser Plaz und bei Borchardt noch meiner gedenken, und legen Sie Frau Miz, der liebenswürdigen Gattin, meine Huldigung zu Füßen. Diese Lebensart, die unser Ahnherr Polonius eine gemeine nennen würde, mag Ihnen zeigen, wie jammervoll hier die herrlichsten Intelligenzen verbauern, und Sie, Verehrtester, an die Freundschaftspflicht mahnen, mir ein Wischen aus dem Schlamm zu helfen. Ich harre Ihres erleuchtenden Briefes und bin in alter Ergebenheit auch im neuen Jahr
Ihr armer Verbannter

v. Voetot,

nach Gottes und Marschalls unerforschlichem Rathschluß Gesandter allhier.

Er. Hochwohlgeboren Herrn Freiherrn von Voetot, Gesandten in Sikiput.

Mit gewohnter Pünktlichkeit haben Sie, lieber Baron, sich mit Ihrem Glückwunsch zwischen den Jahreschlussfesten eingefunden. Ich danke Ihnen herzlich, auch in Mizens Namen, die mit mir Ihre guten Wünsche erwidert, und bitte Sie, mich wegen meiner Saumsälligkeit als Berichterstatter entschuldigen zu wollen. Die leidige Reise unter dem Patronat Cooks und Abd ul Hamids, von deren üblen Folgen auch J. N., wie Sie mit Betrübniß hören werden, sich noch nicht erholt hat, lähmt bis heute meine Energie und macht mich so faul wie einen fetten Obereunuchen (sans comparaison du reste). Entgangen ist Ihnen übrigens nichts von Erheblichkeit. Wir liegen in leichtem Schlummer und lauschen mit halbem Ohr nur selig den holden Weisen, die von unserer Macht und Herrlichkeit Wunderdinge erzählen. Die Zeitungen haben wir (die paar noch ungeberdigen werden tracassirt, bis sie sich in die Zeit schicken), und da wir zufrieden sind, wenn jeder Morgen das gehörige Quantum Weihrauch bringt, kann die Geschichte noch eine hübsche Weise so weiter gehen. Bedenken Sie, wie lange der schwächere Staat Fried-

richs nach dem Tode des Königs noch von dem Prestige zehrte, ehe der große Bankbruch kam. Und wo ist heute ein korsischer Parvenu?

Diese Sätze schreibe ich am ersten neunundneunziger Tage, nach der Lecture der gedruckten Neujahrsbetrachtungen, in denen von solchem Pessimismus natürlich keine Spur zu finden ist. Titel Wonne ringsum, trotzdem die üblen Symptome doch nur Stockblinden noch unsichtbar sein können. Habe ant. Von dem Geschäft, die Menschen zu bessern und zu befehren, habe ich mich längst zurückgezogen. Ohne Groll: was einem Bismarck in acht Jahren nicht gelang, könnte von uns Pygmäen nicht in Jahrzehnten besorgt werden. Die Dinge müssen sich ausleben. Als gestern die Silvesterglocken läuteten, dachte ich, noch bewegter als sonst: Gott schütze das Reich und den Kaiser! Amen.

Ad vocem Bismarck. Die Bücher werden inzwischen bei Ihnen angelangt sein und Sie werden selbst urtheilen. Eine Million Honorar? Unsinn. Ich kannte die Bedingungen seit 92. Bucher hatte die Sache auf fünf Bände taxirt, drei Memoiren und zwei Urkunden, Briefe und anderes Material, und die Firma Cotta hatte den Fürsten zu einem Vertrage bewogen, der für jeden Band hunderttausend Mark Honorar festsetzte. Daß unser Held nicht, wie es immer heißt, geldgierig war, geht daraus wohl deutlich hervor: er hätte mühelos das Dreifache haben können. Nun sind, nach Reklametrompetenstößen, die mir und manchem Anderen Uebelkeiten erregten, zwei Bände erschienen, an denen in Deutschland allein schon über zwei Millionen verdient sein sollen. Ein Absatz ohne Beispiel: kein Wunder nach dem Getöse und der Ueberschwemmung mit gelben Zetteln und Subskriptionlisten. Der Einband erreicht den Gipfel der Geschmacklosigkeit und auch sonst ist die Ausstattung kümmerlich. Im letzten Augenblick wandte der Verlag sich noch an Herbert mit dem Vorschlag, Alles in einen Band zu bringen. Nicht übel: dann wären laut Vertrag im Ganzen nur hunderttausend Mark zu zahlen gewesen. Der dritte Band soll, wie ich höre, fertig gedruckt sein. Er behandelt die Geschichte der Entlassung mit Allem, was drum und dran hängt, und giebt Charakteristiken und Portraits ohne Retouche. Vorläufig ist an Veröffentlichung also wohl noch nicht zu denken... Von der Spannung, mit der man hier, namentlich zwischen Linden, Lustgarten und Leipzigerstraße, der Sache entgegenseh, können selbst Sie sich keinen Begriff machen. Unerhört, — trotz Büschchens Abwiegelungen, über deren Ursprung ich so meine eigenen Gedanken habe. Man hatte so ziemlich das Aeußerste erwartet, die letzten Geheimnisse des Unwissenden, dessen Rachsucht man für unersättlich hielt; besonders fürchteten Eingeweihte, ein Brief, den Kaiser Friedrich kurz vor seinem Tode

an den Kanzler schrieb, könne *publici juris* werden. . . Allmählich scheint Beruhigendes durchgefördert zu sein, denn die Mienen erhellten sich. Und nun muß man beinahe von einer Enttäuschung reden. Nur die Feinde von der *Couleur* Bamberger blasen mit vollen Backen Ruhm — der Löwe ist ja tot und kann ohne Schaden gelobt werden und „wir sind eben unparteiisch“ —, während die Freunde Allerlei zu mäkeln und zu bekritleln haben. Es sei wenig Neues und fast gar nichts Pilantes; der Stil lasse an vielen Stellen zu wünschen übrig und der Reiz der *Lecture* werde durch zahlreiche Wiederholungen gemindert, in. Bezahlst. und. urkwandoeslwurqißige. Laßst. hätte. von. Alten. Wilhelm nicht so rückfichtlos entkleiden dürfen; Augusta und die Konservativen kämen noch schlechter weg als in den „Glossen“, die in der „Zukunft“ damals so viel Aerger erregten. Und so weiter ohne *Grazie* in *infinitum*. Leider auch ohne jedes Verständniß für den Mann und sein Werk.

Sie kannten ihn und werden auch ohne Erläuterung sein schriftliches Vermächtniß zu würdigen wissen. Der Plan wuchs ursprünglich aus hygienischen Erwägungen hervor. Schweningen ist der eigentliche auctor. Er fürchtete, der an rastlose Thätigkeit gewöhnte Riese könne in der ländlichen Muffe leiden, und suggerirte ihm den Gedanken, nach dem Beispiel Caesars, Friedrichs und anderer Großen seine Lebenserinnerungen aufzuzeichnen. Er warb Bucher, spornte den allzu stillen Mann, der sich auch nach 90 immer noch als Geheimrath vor dem hohen Chef fühlte, und sprang, wenn es nöthig wurde, selbst in die Bresche. Sie wissen, wie leicht der Fürst auf ein Thema zu bringen war. Dann saß Bucher mit dem Bleistift bereit und stenographirte. Entdeckte er Zerthümer oder schien die Darstellung ihm nicht ganz exakt, so wurde nachgehohrt; war Lothar der Leise zu schüchtern oder lagerte Mißmuth auf dem Büchlein, dann ging Schweningen in die Höhle des Löwen und regte das Thema noch einmal an. Als Bucher ausgestöhnt hatte, trat der treffliche Chryxander beim Diktiren ein. Auf seinen Arzt deutete der Fürst, als er mir sagte: „Der will mich auf meine alten Tage noch zum Historiker machen, aber mir fehlt, außer Talent und Schulung, auch das nöthigste Handwerkszeug. Mein Büchervorrath ist hier auf dem Lande gering, ein großer Theil meiner Akten ist mir bei der Ermiffion nicht ausgehändigt worden, Leute, die ich nach Daten und Ziffern nachschlagen könnte, habe ich seit Buchers Tode auch nicht mehr, — und vor allen Dingen bin ich unlustig zu dem Geschäft. Wozu? Ich bin lange in der Lage gewesen, auf den Wegen der Vorsehung — oder wie Sie die Maschinerie sonst nennen wollen — die Geschichte mit in Gang zu bringen, und was ich da geleistet habe, unterliegt dem Urtheil meiner Landsleute;

auf das der Anderen lege ich keinen sehr hohen Werth. Aber schreiben, nach berühmtem Muster à la Beust der Held meiner Thaten werden: dazu fehlt mir Lust und Applausbedürfniß.“ Trotz all diesen Hemmungen und Schwierigkeiten ist die Sache geworden. Und ich meine: wir können froh sein, daß wir sie haben. Blind bin ich nicht, wie Sie wissen, auch nicht zum Vergöttern geneigt. Man merkt, daß Manches aus einer fremden Feder stammt und erst bei der Korrektur einigermaßen individuell gefärbt wurde. Das Meiste ist diktirt; und der Diktirende spricht fast nie so persönlich wie der selbst Schreibende, — ganz abgesehen davon, daß man von einem Achtzigjährigen nicht mehr die ungeprüfte Jugendfrische des Stils fordern darf. Einzelnes scheint auch mir veraltet. Die Zukunft der russischen Politik wird sich um das Bischen europäischen Südosten wohl blutwenig kümmern. Rußlands und Oesterreichs Interessen sind in den Balkanländern nicht mehr unvereinbar; und wir sehen jezt, seit unserer hitzigen Türkenliebe, daß die Schwarzgelben viel mißtrauischer auf uns als auf die Moskowiter blicken, weil sie fürchten, wir könnten ihnen die Absatzgebiete wegschnappen. Aber was bedeuten diese nach der Krimkriegszeit schmeckenden Irrungen neben der Fülle der Anschauung und dem unvergleichlich reichen Reiz der Details? Das neue Lied von Wilhelm dem „Großen“ wird allerdings kaum noch sangbar sein, wenn man vom glaubwürdigsten Zeugen erfahren hat, wie schwer es war, in den entscheidenden Stunden den König und Kaiser auf die richtige Seite zu drängen; wie entzückend liebenswürdig ist aber das Portrait des alten Herrn! Vieles wird in seiner letzten Absicht leider nur Denen ganz verständlich werden, die den Inhalt des Schlußbandes kennen; auf die Kontrastwirkung verstand sich der Einzige. In den ersten Bänden werden Sie auf die späteren tragischen Ereignisse nur hier und da eine Anspielung finden; wenn aber der dritte Streich einmal folgt: zitter, Byzanz!

So grazios und prachtvoll, wie ich ihn noch bis ins letzte Lebensjahr hinein sprechen hörte, ist's freilich nicht geschrieben. Kindisch, an den Stil der Briefe an Malwine zu erinnern, als ob vierzig Jahre — und welche! — ein Pappenspiel wären. Immerhin möchte ich sehen, wer bei uns in den hohen Sphären noch so schreibt oder diktirt. Und wo er erregt war und es ihm wichtig genug schien, die seit Kullmann immer ein Bischen gelähmte Hand selbst zu rühren, da ist's ganz groß und wunderbar packend. Schade, daß wir die Entlassungsgeschichte vorläufig noch nicht kriegen. Sie würden die Lippen lecken. Ein paar Portraits: zum Küssen. Aber wer weiß, was noch geschieht? Am Ende haben die Lieben und Getreuen zu früh aufgeathmet. Harry und Goltz sind famos geworden und Aehnliches könnte über Aehnliche

da oder dort noch transpiriren. Helle Wuth einstweilen nur im engsten Cirkel und bei den ehemals Augustischen. Jedenfalls war es ein Schlag, wie ich noch keinen erlebt habe; man wird von diesen mémoires d'outre tombe noch viel reden und allmählich auch die feinen Spigen und Bosheiten merken, die unter der Oberfläche liegen. Es hat sich eben wieder einmal gezeigt, was er war und wie er noch nach dem Tode stärker wirkt und die Schafe besser von den Böcken zu sondern vermag als alles Lebende Gelichter.

Im Uebrigen ist aber, wie ich schon vorhin andeutete, gar nichts los. Sie fragen, was „vorgeht“. Nichts, Theuerster. Denn daß der alte Menzel den Schwarzen Adler hat — von wegen der Friesenbilder — und daß wir künftig, statt Lieutenant, Leutnant schreiben sollen, wird Sie so wenig wie mich im Innersten aufregen. Das vielfach erwartete Revirement ist bisher ausgeblieben, Münster und Hayfeldt halten sich noch im Sattel und auch die Oberpräsidenten wackeln erst mehr oder minder leise. Arribertiade natürlich erstickt. Dans quel monde vivez-vous donc, mon cher? Allens erstunken, Majestät, hätte der Kross-Engel gesagt. Sonst Ruhe vor dem Sturm. Es sieht, nach Bismarcks Wort, etwas unterkötzig aus. In Oesterreich offenbar Lust zu Seitensprüngen. Frankreich? Der Blödsinn unserer Drehfusspresse kann dazu beitragen, einem Prädenten oder Diktator zum Siege zu helfen, — so ungefähr das Schlimmste, was uns passiren könnte. Daß Sie von „politischem Ertrag“ der Pilgerfahrt sprechen, zeigt mir: Sie sind noch der alte Schäfer. Ertrag! Reden wir überhaupt nicht mehr davon. Die Geschichte hat genug böses Blut gemacht. Auch verstimmt manche sonst höfisch Fromme das Neugeln mit dem Centrum und seinen Patronen. Sie fragen nach dem hochwohlloblichen A. A. Ueber Bülow sind wir Beide einig. Verherrlicht wurde ja sogar der Herr aus Mannheim, den sein im besten Sinn geschickter, aber auch in jedem Sinn bequemer Nachfolger doch um Haupteslänge überragt. Und im Uebrigen: Holstein ist Wirklicher Scheimer geworden. Das sagt Alles, selbst wenn er, wie Einzelne glauben, als Excellenz nun bald in die Versenkung rutscht. Ein Jammer, daß Bismarck es nicht mehr erlebte; vielleicht hätte er ihm ein halbes Blättchen gewidmet. . . Aber ich muß gen Potsdam und schließe. Bald mehr. Seien Sie froh, daß Sie weitab sind.

In alter Herzlichkeit grüßt

Ihr ergebener

Christian.



Die verminderte Zurechnungsfähigkeit.

Unter diesen Namen bringen Juristen und Irrenärzte den Zustand, in dem ein Mensch weder geistig vollwerthig noch ganz unfähig ist, frei und vernünftig zu handeln. Man kann ihm seine Handlungen im gesetzlichen Sinne weder ganz noch gar nicht zurechnen. Da kleine Kinder für unzurechnungsfähig gelten und da die Kindheit nicht plötzlich in Volljährigkeit übergeht, die vielmehr künstlich und willkürlich je nach den in verschiedenen Ländern geltenden verschiedenen Normen mit diesem oder jenem Lebensjahr gesetzlich beginnt, so ist es klar, daß zwischen Kindheit und Volljährigkeit ein allmählicher Uebergang unvollständiger Zurechnungsfähigkeit vorhanden sein muß. Dies erkennen und berücksichtigen auch die meisten Gesetzgebungen.

Wenn trotzdem gewisse Autoren die verminderte Zurechnungsfähigkeit nicht anerkennen wollen, so zeigt doch die einfachste Ueberlegung, daß sie vorhanden ist und ernsthaft nicht geleugnet werden kann.

Insbefondere die Geisteskrankheiten und ganz allgemein die geistigen Abnormitäten lassen die Frage nach gänzlich oder theilweise aufgehobener Zurechnungsfähigkeit nicht umgehen. Ich schließe mich Denjenigen an, die allmähliche Uebergänge von der normalen bis zu der gänzlich zerrütteten geistigen Funktion nicht nur als hier oder dort vorhanden, sondern als ungewein häufig ansehen.

Das Publikum, das noch in völlig falschen Begriffen von der Geistesstörung überhaupt steckt, meint für gewöhnlich, Einer müsse konfus reden, um als geisteskrank gelten zu können. Die Rede bildet jedoch nur den geringsten Theil der geistigen Funktion. Irr urtheilen, irr fühlen, wollen und handeln: Das bedeutet ungleich mehr und greift tiefer in die sozialen Beziehungen ein als irr reden. Schlimm ist auch, daß man vielfach Geisteskrankheit und Internirung im Irrenhaus als unzer trennlich ansieht. Genau jedoch, wie es Zustände von leichtem oder von chronischem körperlichen Unwohlsein giebt, die den Uebergang zu eigentlichen Krankheiten des Körpers bilden — ich nenne leichte Verdauungsbeschwerden, Benommenheit des Kopfes, leichte Blutarmuth, Fettleibigkeit und Dergleichen mehr —, giebt es auch leichte Abnormitäten des Geistes, Funktionsstörungen, die noch nicht Geisteskrankheiten genannt werden können und dennoch von der Norm abweichen. Beispiele sind leicht hypochondrische Anlage, Neigung, das Leben zu schwer zu nehmen, vermehrte Impulsivität des Handelns, herabgesetzte Willensstärke, gefälschtes Urtheilsvermögen, Züßorn, übergroße Empfindlichkeit und Argwohn, ethische Defekte, hochgradige

Beschränktheit, krankhafter Geiz, unwiderstehlicher Hang zur Lüge und zum Schwindel, äffische Eitelkeit, Selbstüberschätzung; ferner auch zeitweilig auftretende wunderliche Launen, Perioden übermäßiger Heiterkeit abwechselnd mit Traurigkeit, excentrische Verliebtheit, Grillen verschiedener Art, hysterische Zufälle u. s. w. Der moderne Ausdruck *Neurasthenie* bezeichnet ein konfus zusammengewürfeltes Sammelsurium solcher abnormen Zustände des Gehirnes. Alle bilden Uebergänge von der Gesundheit zu schweren Störungen.

Wie man sieht, giebt es zwei große Gruppen solcher Zustände: zuvörderst diejenigen, die erworben werden, d. h. ein bisher ungestörtes Hirnleben plötzlich oder allmählich in leichter Weise affiziren, sodann diejenigen, die angeboren sind, auf erblicher Grundlage beruhen, sich als sogenannter Charakter oder als Temperament entwickeln und als Bestandtheile der Persönlichkeit, des Ichs, angesehen werden können. Diese Charakterabnormitäten, Charakterkrankheiten, auch konstitutionelle Psychopathien oder psychopathische Minderwerthigkeiten (Koch) genannt, spielen entschieden die wichtigere Rolle. So Geartete sind in ihrem Thun und Treiben einem diesen Symptomen entsprechenden Zwang unterworfen, der ihre Handlungsfreiheit und demnach ihre Zurechnungsfähigkeit mehr oder weniger, bald in dieser, bald in jener Richtung beeinträchtigt: sie sind also bald mehr, bald minder unzurechnungsfähig. Dies wird auch Jeder einsehen, der sie längere Zeit ruhig zu beobachten Gelegenheit hat. Man übt ihnen gegenüber instinktiv eine gewisse Nachsicht; denn man fühlt und erfährt, daß sie vorübergehend dem Zwang ihrer Abnormitäten oder Schwächen gehorchen müssen. Doch wer ist ohne Schwäche? Wo ist die feste Grenze zwischen diesen Zuständen und der nur in der Theorie vorhandenen absoluten Normalität?

Billiger Sarkasmus und abgedroschene Wiße über den Psychiater, der „alle Menschen für verrückt erklären will“, versangen und nützen nicht. Im Gegentheil: der Spieß kann umgewandt und Denjenigen bornirte Urtheilsschwäche vorgeworfen werden, die nicht einsehen wollen, daß der Nachweis vorhandener Uebergänge oder Zwischenstufen zwischen verschiedenen Dingen gerade die Identifizirung jener Dinge ausschließt. Auffälliger Weise beruht das arge Mißverstehen des psychiatrischen Standpunktes durch die Laien mit allen unseligen Konsequenzen, die es zeitigt, einzig und allein auf der einen groben Verwechslung. Weil wir den Nachweis liefern, daß es zwischen einem gefunden und einem ganz verfaulten Apfel verschiedene Zustände der Fäulniß, ja sogar ganz winzige, kaum sichtbar hervortretende Schadhaftheiten giebt, die kaum die Schale perforiren, behandelt man uns, als ob wir alle Äpfel für faul hielten.

Ja: das Menschenhirn ist ein äußerst subtil gebautes und komplizirtes Organ; es wird in diesen Eigenschaften durch nichts auf Erden über-

troffen. Aber Dem entspricht auch seine Gebrechlichkeit; und seine Variabilität unterwirft es den verschiedensten, verwickeltesten Normabweichungen und Schädigungen. Dies sollte man vor Allem begreifen, dann würde man schonender mit dem edlen Instrument verfahren, das wir heute von der ersten Jugenderziehung an mit marternder Pedanterie ermüden, später beliebig mit Arbeitslasten mißhandeln und obenbrein systematisch durch den Alkohol und andere Gehirngifte verderben. Legt dann der Einsichtigere die Sonde an die Wunde und schlägt Abhilfen vor, so gilt er heutzutage noch als ein unpraktischer Utopist oder gar als gemeingefährlicher Prinzipienreiter.

Wäre "kurze" Verdrachtung genügt, um zu zeigen, wie "dringende" eine Reform der gangbaren Begriffe über geistige Anomalie und Zurechnungsfähigkeit ist. Die veralteten Vorstellungen, an deren Nachwirkungen wir leiden, sind metaphysischen Ursprungs. Den stärksten und deutlichsten Thatsachen der Empirie zum Trotz, theils getäuscht durch die Illusion des naiven Selbstbewußtseins, theils durch feststehende religiöse Dogmen eingeeengt, erfann man eine absolute Freiheit des menschlichen Willens. Freilich gab es Fälle — jüngstes Kindesalter, schwere Geisteskrankheit —, wo die grobe Gebundenheit des Willens zu stark in die Augen sprang, als daß nicht selbst das verblendete Vorurtheil zu Hilfsklärungen hätte greifen müssen. Die Anspruchsloseten begnügten sich für die Geisteskranken mit Teufel- und Hexenpud: daher Hexenprozesse und Exorzifikationen. Die Klägeren nahmen an, daß der Wille zwar an sich frei sei, sich aber nur durch das Mittel eines gesunden und ganz entwickelten Gehirnes frei kund zu geben vermöge. Er könne daher „unnebelt“ sein und durch Krankheiten an seinen Normaläußerungen gehindert werden. Wie man sich nun diesen im Schädel eingekerkerten, von der Geistesführung vorübergehend unterjochten und doch an sich freien Willen vorstellen kann, muß ich Denen überlassen, die derartige Vorstellungen mit unserer heutigen Kenntniß des Gehirnes als Seelenorganes logisch zusammenzufügen im Stande sind: ich begnüge mich, zu konstatiren, daß damit logischer Weise kein rechter Platz für eine verminderte Zurechnungsfähigkeit vorhanden ist. Denn das Eine oder das Andere: entweder kann sich der absolut freie und verantwortliche Wille ganz frei kund geben, dann ist der Willensträger zurechnungsfähig; oder der Wille ist irgendwie daran gehindert, dann ist der Willensträger unfrei und ihm darf bei festgehaltener Hypothese der absoluten Freiheit nichts mehr zugerechnet werden.

Bevor ich meine eigene Ansicht entwickle, will ich noch weitere Vorfagen berühren.

Die Irrenanstalt ist nicht da, um alle Menschen einzusperren, die geistig abnorm sind. Das kann nicht laut und oft genug gesagt werden. Ihre Aufgabe ist dreifach:

1. Geisteskranke zu pflegen und, wenn möglich, zu heilen; Spezialaufgaben für leichtere Fälle werden von den Trinkerheilanstalten und Sanatorien für sogenannte Nervenkranken übernommen,

2. Geisteskranke vor Gefahren und Schädigungen zu schützen, die ihnen selbst durch ihre Krankheit drohen,

3. die Gesellschaft vor den gemeingefährlichen oder gemeinschädlichen Ausbreitungen der Geisteskranken zu bewahren (Gemeingefährlichkeit oder Gemeinschädlichkeit).

Nur da, wo eine oder mehrere dieser Voraussetzungen gegeben sind, gehören Geisteskranke in Anstalten. Meistens müssen sie zwangsweise internirt werden, eben weil sie willenskrank und einsichtslos sind. Selbstverständlich müssen gesetzliche Vorschriften und sachkundige Ausführungsbehörden den Zeitpunkt des Einschreitens feststellen und kontroliren. In der ersten Kategorie giebt es noch manche Einsichtige, die freiwillig offene Sanatorien, gelegentlich auch geschlossene Anstalten aufsuchen. Doch ist die Grenze äußerst schwer zu ziehen und jeder einzelne Fall an sich zu prüfen. Eine sehr große Zahl leichter und auch schwerer Geisteskranker oder geistig Abnormer braucht aber keine eigentliche Behandlung; für sie genügt geringe Aufsicht und bloße Einschränkung der persönlichen Freiheit (Vormundschaft, Familienaufsicht u. Dgl.) Endlich giebt es eine gewaltige — ja, es ist die weitaus größte — Zahl leichterer geistig Abnormer, die zwar ein wissenschaftliches oder allgemein soziales Interesse bieten mögen, aber weder Behandlung noch Aufsicht oder Einschränkung nöthig haben.

Ich komme zum juristischen Begriff der Geistesstörung. Bis heute noch stehen die Legaldefinitionen der Zurechnungsfähigkeit ganz in der Zwangsjacke der alten Metaphysik: . . . „derart geistig gestört, daß er die zur Erkenntniß der Strafbarkeit der That erforderliche Urtheilskraft nicht besaß“ oder . . . „zur Zeit der Begehung der Handlung in einem Zustande krankhafter Störung der Geistesthätigkeit, durch den seine freie Willensbestimmung ausgeschlossen war“ u. Dgl.; ähnlich für die civilrechtliche Handlungsfähigkeit.

Alle solche Definitionen des heutigen Rechtes setzen die — nicht existirende — freie Willensbestimmung voraus und führen mehr oder weniger rein zur Vergeltungsstrafe.

Unter solchen Umständen kann ein Kompromiß, durch das man, der Macht der Thatfachen nachgebend, eine verminderte Zurechnungsfähigkeit zugesteht, juristisch nur dazu führen, sie durch den Begriff der mildernden Umstände praktisch zur Geltung zu bringen. Wenn der Wille nur halb frei ist, wenn er nur mit einem Fuß aus seinem Käfig heraus kann, dann muß man anständiger Weise seine Verfehlungen milder behandeln.

Nun zeigt sich aber hier an der Hand der Wirklichkeit die ganze Trag-

weite des Irrthumes, den ich rüge. Die Geisteskranken, die so schwer gestört sind, daß sie ganz und gar toll reden und handeln, sind eben nicht die gefährlichsten. Manche sind sogar so harmlos, daß sie ohne Gefahr frei herumlaufen könnten. Umgekehrt können gewisse scheinbar oder wirklich leichter Geförte furchtbares Unglück über sich und Andere, Familie und Gesellschaft bringen. Ich erinnere nur an die ethisch Unzulänglichen, an gewisse geistig-geschlechtlich Perverse wie Sadisten (Luftmord und Luftmifshandlungstrieb), Exhibitionisten und konträr Sexuale; an die pathologischen Schwindler, gewisse Erscheinungen der Hysterie, des Querculantenthumes, der pathologischen Impulsivität (Anarchismus) und Vergleichen mehr.

Hat man nun einen erheblichen Grad der Anomalie festgestellt und straft man deshalb milder, d. h. sperrt man den Verurtheilten auf kürzere Dauer ein: was wird damit erreicht? Gerade diese Gruppe, die durch ihre Abnormitäten stark gebunden und meistens schlau berechnend ist, wird von Unerfahrenen nicht als geisteskrank erkannt und ist äußerst gefährlich. Außerdem vermag die Strafe an der krankhaften Disposition nichts zu ändern und kann weder bekehren noch bessern; sobald der Verurtheilte freigelassen ist, nimmt er in den meisten Fällen seine unterbrochene Verbrecherlaufbahn wieder auf.

Und nun kürzt man die Strafe ab, damit der Schädiger möglichst bald wieder auf die Gesellschaft losgelassen ist. Das ist eine zu befremdliche Konsequenz der Theorie vom freien Willen, als daß man nicht mit kleinen Auskunstmitteln darüber hinwegzukommen versuchte. Ist der Kerl gar zu schlimm, dann versetzt man ihn administrativ, je nach dem Fall, in eine Korrekions- oder Zerkennanstalt. Gut! Wenn aber dadurch doch seine Gebundenheit und Unzurechnungsfähigkeit stillschweigend anerkannt wird, — wo steht die Logik der kürzeren gerichtlichen Strafe? Weshalb kurz strafen, um dann zu versorgen? Warum nicht gleich eine passende Versorgung oder Kur als Strafe anwenden?

Trotzdem liegt darin ein halber Fortschritt. Der Respekt vor der scheinbar noch immer Herrscherrecht übenden Hypothese ist eben trotz allem Fortschreiten der Erkenntniß bei den fern Stehenden noch so stark, daß ein Bischen Zurechnungsfähigkeit und freier Wille vor Gericht so leicht nicht fehlen dürfen; deshalb eine geringere Strafe und erst dann die eigentliche Versorgung.

Ja! Seien wir offen: der hergebrachte Begriff der Zurechnungsfähigkeit beruht so vollständig auf demjenigen der Willensfreiheit, daß er mit ihm steht und fällt. Sind die menschlichen Handlungen, nicht nur solche der Kinder und der geistig Abnormen, sondern auch die der Gesunden, an den Zustand unserer Gehirnthätigkeit gebunden, durch sie bestimmt und bedingt, dann muß auch der alte Begriff der Willensfreiheit fallen. Das gilt ohne Unterschied zwischen Gesunden und Kranken.

Ist Das nun etwa eine Ungeheuerlichkeit, ein paradoxes Hirngespinnst oder drückt es nur freimüthig aus, was die meisten besonnenen Menschen fühlen und wissen, sich aber auszusprechen scheuen?

Der vulgäre gesunde Menschenverstand wird zwar stets von Neuem den alten, hundertfach widerlegten Einwand erheben: Ich fühle mich ja frei, so oder anders zu handeln, zu liegen oder zu stehen, nach meinem Belieben rechts oder links zu gehen, morgen Dies oder Das zu thun, die Wahrheit zu reden oder zu entstellen. Sagen wir ihm, daß auch der Geisteskranke sich frei wähnt, und zeigen wir ihm mit Spinoza, daß die Illusion des freien Willens nur auf der Unkenntniß der Motive unserer Handlungen beruht, so ist er damit doch nicht zufrieden; denn er bemerkt zwar den Zwang, unter dem der Geisteskranke handelt, nicht aber das verborgene Spiel der in den Tiefen seines eigenen unterbewußten Hirnlebens waltenden Kräfte, die, ohne daß er es merkt, ohne daß er sich darüber „Rechenenschaft“ giebt und geben kann, ohne daß er Dessen „bewußt“ wird, den feinsten Ausschlag der Wagschale seiner scheinbar freien Willensentscheidungen geben. Leise und verborgen, tausendfach sich bindend und lösend im Kampf ihrer unzähligen antagonistisch einander entgegen wirkenden Kräfte, walten jene kleinen und kleinste Motoren in den Millionen zartester Zellen und Fäserchen des Gehirnes, ohne daß jemals etwas Anderes als die grobe Synthese oder konzentrierte Resultante ihrer Thätigkeiten in unser Bewußtsein dringt. Und diese Resultanten oder Synthesen danken uns frei, weil wir ihre Komponenten, d. h. die verborgenen Theilkräfte, aus denen sie entstehen, nicht kennen. Wir nennen sie unseren Willen.

Doch ist noch ein Punkt unklar, dem ich näher treten will. Wie kommt es, daß wir gewisse centrale Nerventhätigkeiten ohne Weiteres als gebunden, unfrei empfinden und deshalb als triebartig, thierisch bezeichnen, wie den Hunger, den Geschlechtstrieb, Schreckbewegungen und unbewußte Gewohnheiten?

Man muß freilich wissen, daß es zwei Formen der centralen Nerventhätigkeit giebt. Die eine ist durch langsame Wiederholungen im Individuum als Gewohnheit oder durch Generationen hindurch (selektivisch oder sonstwie) als Instinkt systemartig koordinirt und fixirt, wie man sagt: „automatisirt“. Diese Art von Thätigkeiten oder „Automatismen“, aus Komplikationen ihrer elementarsten Form, des einfachen Reflexes, entstanden, erfolgt unfehlbar sicher und gefeszmäßig auf den sie auslösenden Reiz, und zwar immer in der selben oder fast der selben Weise. Die Nervenbahnen, die ihr dienen, sind, so zu sagen, durch sie und für sie abgeschliffen wie die Schienen einer Eisenbahn. Sie erfolgt ohne jede Anstrengung, weil die antagonistischen Kräfte im Gehirn durch die vielen Wiederholungen besiegt und beseitigt sind. Wie wenig Kraft und Nervenelemente (Neuronen) für sie nöthig sind,

lehrt die vergleichende Anatomie und Physiologie des Gehirnes der Thiere. Dann giebt es jene andere Thätigkeit der Nervenelemente, die man die plastische nennen kann. Diese ist umgekehrt stets eine frische, neue, aktuelle; sie bricht neue Bahnen an. Da sie langsamer, schwerfälliger, zweifelnd, nur mit Anstrengung vor sich geht, erfordert sie zu intensiveren Leistungen eine Konzentration der Hirnkräfte, die „Aufmerksamkeit“, deren wir uns stets bewußt werden. Diese Thätigkeit ist die Resultante des Kampfes antagonistischer stärkerer Kräftekomponenten, entweder äußerlicher, durch die Sinnesthüren hereinbrechender oder innerlicher, innerer Vorstellungen, Erinnerungsbilder, — oder meistens beider zusammen.

Die Resultanten jener letzten plastischen Thätigkeit erscheinen uns als freier Wille. Und doch läßt sich das Schalten und Walten beider Thätigkeiten in unserer Seele nicht trennen; denn wie sie in unserem Gehirn vereinigt sind, wirken sie auch auf einander zurück. Ferner giebt es allerlei Zwischenglieder oder Uebergänge zwischen Automatismus und plastischer Thätigkeit oder „freiem Willen“, wie ich schon 1874 in meinen „*Fourmis de la Suisse*“, auf Seite 125 bis 134, zu zeigen versuchte. Während z. B. die Herzthätigkeit ganz automatisch regulirt erscheint, die Athmung schon vielfach von „Willensimpulsen“ gestört oder geändert werden kann, finden wir selbst Instinkte und Triebe, die sehr variabel sind und bei denen die plastische Thätigkeit beständig intersevir. Ich nenne nur alle Nuancen des Geschlechtstriebes. Die Gewohnheiten oder „sekundären Automatismen“ geben die besten Beispiele von Uebergängen. Wo fängt beim Schreiben, Lesen, Klavierspiel, Rechnen, Reden und Diskutiren, sich An- und Ausziehen, Spazirengehen, Essen u. s. w. der Automatismus der Gewohnheit an, wo hört der plastische „freie Wille“ auf? Diese Frage stellen, heißt, sie beantworten.

Daraus ergibt sich etwas sehr Bedeutsames, nämlich: daß, wie von der einen Seite die plastischen, scheinbar freien Willensthätigkeiten durch beständige Wiederholung allmählich in Automatismen unter der Schwelle des Bewußtwerdens überzugehen geneigt sind, so auch von der anderen Seite die automatischen fortwährend unter der Schwelle des Bewußtseins unsere Willensentscheidungen beeinflussen. Wir haben nur das dumpfe Gefühl der inneren Anstrengung des durchkämpften Kräftewiderstandes, das wir als Freiheitgefühl empfinden. Wenn dagegen eine fertige, automatische Thätigkeit, stets sich gleichbleibend und dem altgewohnten Reize folgend, mechanisch und mühelos in uns selbst oder in Anderen hervortritt, dann deuten wir sie durch die Kontrastwirkung und die von dieser bestimmte Ueberlegung als „unfrei“, als „bedingt“, als „zwangsmäßig“. Diese Taxation wird noch dadurch besonders erleichtert, daß jeder Versuch, dem Gang des Automatismus plastisch entgegenzutreten, von starker Anstrengung und nicht selten von Miß-

erfolgen begleitet ist, weil die abgeschliffenen Gleise dem Automatismus von über-großem Vortheil sind. Auch stellt er sich mit ursprünglicher Macht und Koordination wieder ein, sobald die antagonistische plastische Konstellation aufhört, entgegenzuwirken, während antagonistische plastische Kräfte sich nach der Anstrengung zum größten Theil wieder auflösen. Kurz, es sind diverse Kontraste, die uns zu dem subjektiv-illusionistisch bedingten Fehlschluß geführt haben, als ob es in uns zwei grundverschiedene Dinge gäbe, eine freie Seele mit „freiem Willen“ und einen thierisch-mechanischen (automatischen) Instinkt.

Dies führt zu einem Resultat, das sehr einfach ist und eine brauchbare, praktische, jeder metaphysischen Spekulation entzogene Definition des menschlichen Willens bietet.

Das Gefühl der Freiheit entspricht, wie man sieht, dem Grade der „Anpassungsfähigkeit“ oder „Plastizität“ unserer Willensentscheidungen oder Impulse. Daraus folgt, daß diese Freiheit zwar relativ und abgestuft ist, aber eine durchaus reale Grundlage besitzt. Sie darf nur nicht mißdeutet und metaphysisch-absolut umgestempelt werden.

Unser Wille ist um so freier, je feiner, komplizirter und adäquater er allen unvorhergesehenen Umständen, vor Allem den anderen Menschen, sich anzupassen im Stande ist.

Der Zorn macht unfrei, weil er die Anpassbarkeit stört. Der freieste Mensch ist Derjenige, der körperlich und geistig (d. h. sinnlich und abstrakt) sich an alle Verhältnisse und alle Menschen leicht anzupassen im Stande ist, der den Strapazen und der Ruhe, dem Glück und dem Unglück, gemeinen Verfolgungen, Unrecht und Entbehrungen wie hoher Gunst, äußeren Ehren und Reichthümern, mit Gleichmuth sich anpassen kann, der sportmäßig sein Gehirn in beständiger plastischer Thätigkeit zu üben versteht und der progressiven Automatisirung möglichst entgeht. Was man Willensstärke nennt, ist eben der gewaltige Trieb zu jener plastischen Thätigkeit im Allgemeinen und spezieller zu derjenigen des gut angepassten Handelns und der Unterdrückung der instinktiven Gefühle und Triebe. Ueberall finden wir da hereditäre Anlagen mit deren Übung im Leben kombinirt. Auch ein vortrefflich beanlagter Wille kann erlahmen, wenn die Umstände des Lebens ihn daran hindern, seine Thätigkeit zu entfalten, und umgekehrt wächst der Mensch mit der Situation. Die menschliche Willensfreiheit muß also wissenschaftlich und sollte daher auch juristisch mit dem Wort „adäquate Anpassungsfähigkeit“ übersetzt werden. Dann schwinden alle Schwierigkeiten der verminderten Zurechnungsfähigkeit von selbst und ergeben sich folgende Definitionen für geistig Abnorme:

1. Unzurechnungsfähig im juristischen Sinn ist Derjenige, der in Folge erblicher, erworbener oder angeborener, geistiger Krankheit oder Abnormität nicht im Stande ist, sich selbst zu leiten oder die Rechte Anderer zu achten.

2. Vermindert unzurechnungsfähig ist Derjenige, der in Folge erworbener oder angeborener leichterer geistiger Abnormitäten oder Krankheiten nur unvollständig im Stande ist, sich selbst zu leiten oder die Rechte Anderer zu achten.

So geht man den metaphysischen Hypothesen aus dem Wege und bleibt auf praktischem Boden (Siehe Zeitschrift für Schweizer Strafrecht, 1893, Seite 319, wo ich diese Definitionen als Grundlage eines schweizerischen Irrengesetzes vorschlug, das leider dem föderalistischen Geiste unterlegen ist). Die Verschiedenheiten der Unfreiheit des Kindes und der geistig Gestörten erklären sich einfach. Das Kind ist naturgemäß von seinen Eltern oder Ernährern abhängig, so lange sein Gehirn noch nicht genug entwickelt ist, um allen Verhältnissen der Welt selbständig adäquat angepasst zu sein. Beim geistig Gestörten wirken hereditäre Gebrechen des Gehirnes oder erworbene Krankheiten oder auch Gehirngifte und stören seine Reaktion. Diese wird inadäquat, verrennt sich in Zwangsbahnen und beeinträchtigt bald mehr und bald weniger die Freiheit, d. h. die Fähigkeit adäquater Anpassung. Die Strafe gestaltet sich in diesem Lichte beim Verbrecher wie beim Kinde zum Schutzmittel der Gesellschaft und zur Korrektur des Fehlgehenden. Sie wird sicher dienlicher, schützender, mehr vorbeugend für die Gesellschaft, milder, humaner für den Verurtheilten werden. Dahin gehen auch die Bestrebungen aller neueren Kriminalisten, zumal der „Internationalen Kriminalistischen Vereinigung“.

Durch das Gesagte ist weder für noch gegen eine metaphysische Freiheit irgend ein Präjudiz geschaffen. Dunkel wie von je her steht vor uns die große metaphysische Frage nach dem Wesen Gottes, nach der Ursache des Weltalls, seinem Zweck und seinem Ende. Regt sich in den Kräften der Natur, deren komplizirtester Ausdruck auf Erden zweifellos das lebende menschliche Gehirn, die menschliche Seele, ist, ein Etwas, das man Freiheit nennen kann? So Etwas wie der „Wille“ in Schopenhauers Sinne? Das heißt: Steht hinter den einander bedingenden und von einander bedingten sogenannten Naturkräften und Naturgesetzen, steht hinter der „Mechanik“ der Welt etwas „Nichtbedingtes“, „Nichtmechanisches“? Sind die Perturbationen und Abweichungen der Naturgesetze Ausdrücke dieses „Etwas“? . . . Das sind Fragen, die man stellen, aber nicht beantworten kann. Und wir haben kein Recht, die Beurtheilung menschlicher Handlungen, das Straf- und Civilrecht nach Hypothesen zu gestalten. Der sichere Fortschritt unserer Erkenntniß im Bereich des Erkennbaren muß allein entscheiden; und da bleibt nichts übrig als: das Bedingte unseres menschlichen Willens, mit allen seinen Folgen, anzuerkennen und danach zu handeln.

Chigny.

Professor Dr. August Forel.



Das Arbeitstatistische Amt in Oesterreich.

Die Vorgeschichte des Arbeitstatistischen Amtes in Oesterreich ist einstweilen noch inhaltsreicher als seine Geschichte, denn die Idee der Errichtung eines solchen Amtes geht auf Jahre zurück, während es selbst, am ersten October 1898 eröffnet, nur auf eine Thätigkeit von wenigen Wochen zurückblicken kann.

Schon 1892 hatte der Abgeordnete Neuwirth einen von zahlreichen Parteigenossen mitunterzeichneten Antrag eingebracht, der die Gründung eines Arbeitstatistischen Amtes bezweckte. 1894 — unter dem Koalitionministerium — machte die Angelegenheit einen bedeutenden Schritt vorwärts, da im Abgeordnetenhaufe eine Regierungsvorlage über diesen Gegenstand eintraf. Vom Antrage Neuwirth hatte diese Vorlage die Idee übernommen, das Amt für Arbeitstatistik dem Handelsministerium anzugliedern; damit verband aber der Entwurf die ausdrückliche Beschränkung der Thätigkeit des Amtes auf die in das Ressort des Handelsministeriums fallenden Erwerbszweige, — damals Gewerbe, Handel, Verkehrswesen.

Nicht der Gedanke der Errichtung eines Arbeitstatistischen Amtes, wohl aber diese Beschränkung seines Wirkungskreises stieß sowohl innerhalb wie außerhalb des Parlamentes auf lebhaften Widerspruch: in den Kreisen der Industriellen klagte man darüber, daß wieder einmal eine einseitig gegen sie gerichtete Sozialpolitik getrieben werden solle, und auch sonst fehlte es nicht an Stimmen, die die Beiseiteschiebung von Landwirthschaft und Bergbau rügten. Die Regierung trug diesen Wünschen Rechnung und modifizierte bei den Verhandlungen des Gewerbe-Ausschusses, dem das Abgeordnetenhaus die Vorlage zugewiesen hatte, ihren Entwurf durch Ausdehnung der Arbeitstatistik auf alle Erwerbszweige, wie sie sich auch manchen anderen Anregungen nicht verschloß, die der an Stelle des verstorbenen Neuwirth zum Referenten des Ausschusses gewählte, in der nationalökonomischen Literatur namentlich durch sein Werk über die englischen Arbeiterverbände bekannte Abgeordnete Dr. Baernreither gegeben hatte. Dennoch gelangten die Verhandlungen bis zum Sessionschluß nicht zum Ende.

Als nun Dr. Baernreither im Frühjahr '98 das Handelsportefeuille übernahm, gab man sich allgemein der Erwartung hin, daß Etwas für die Arbeitstatistik geschehen werde. In der That erschien eine neue Regierungsvorlage, die sich dem früheren modifizirten Regierungsentwurf anschloß. Dieser



beließ in einer Art Kompromiß zwischen den beteiligten Ressorts das Arbeitstatistische Amt trotz seinem allgemeinen Wirkungskreise im Handelsministerium, setzte dafür aber eine gewisse Einflusnahme der anderen Ministerien bei den ihr Verwaltungsgebiet berührenden Erhebungen fest. Die Verhältnisse im Parlament verhinderten jedoch die Behandlung der neuen Vorlage; sie erlosch mit dem Sessionseschluß im Sommer.

Die politische Situation war nicht so, daß man in der kommenden Session bei einer Wiedereinbringung bald ein besseres Resultat erwarten konnte. Außerdem war die Errichtung eines 'zhodivno- und 'vahnovitchsmärtrages' beschloßen worden, der der Regierung in Zukunft als beratendes Organ für sachliche Fragen zur Seite stehen sollte; um so dringlicher erschien es nun, auch den mit dem Projekte eines Arbeitstatistischen Amtes in Verbindung gebrachten Arbeitbeirath ins Leben zu rufen, der, im Unterschiede von dem ersten Beirathe neben Unternehmern auch mit Arbeitern besetzt, die sozialpolitische Seite der Tagesfragen zur Geltung bringen könnte. Unter diesen Umständen blieb nichts Anderes übrig als der administrative Weg und in der That verkündete die ministerielle Kundmachung vom fünfundzwanzigsten Juli 1898 auf Grund kaiserlicher Entschloßung die Errichtung des Arbeitstatistischen Amtes sammt Arbeitbeirath. Da es sich hierbei aber um einen Akt der Verordnungsgewalt, nicht der Gesetzgebung handelte, war es unmöglich, das neue Amt mit den ihm früher zugeordneten Rechten — wie Auskunftspllicht des Publikums, Kontrollrechten u. s. w. — auszustatten; diese Lücke in der Organisation — nach Gelegenheit der parlamentarischen Verhältnisse — auszufüllen, beabsichtigt ein Gesetzentwurf, den der jetzige Handelsminister Freiherr Dipauli am neunundzwanzigsten November dem Abgeordnetenhanse unterbreitet hat.

Bis er verfassungsgemäß beschloßen sein wird, muß sich das Arbeitstatistische Amt mit den der Regierung im Allgemeinen zu Gebote stehenden Mitteln behelfen und befindet sich dabei auf einer Linie mit den arbeitstatistischen Bureaux in Washington, London, Paris und Brüssel, denen ebenfalls das Recht auf Auskunftsheilung u. s. w. fehlt. Nach seinen normalen, d. h. vom neuen Budgetjahr an geltenden Erfordernissen verfügt das Amt — abgesehen von seinem Vorstande — über etwa fünf rechts- und staatswissenschaftlich ausgebildete Hilfsarbeiter, acht technische Beamte, fünf Rechnungsbearbeiter und eine im Voraus nicht genau begrenzte Zahl von Schreibkräften. Die technischen Beamten sind in erster Linie zur Vornahme von Erhebungen bestimmt, die nach dem Programm des Amtes sich thunlichst auf unmittelbare Wahrnehmungen eigener Organe stützen sollen. Der Sachaufwand ist mit rund 41 000 Gulden beziffert.

Das Amt ist nicht als rein statistisches Bureau gedacht. Nicht Statist im engeren Sinn des Wortes ist seine Aufgabe, hieß es in der Begründung

der zweiten Vorlage, sondern die auf Statistik gegründete Untersuchung gesellschaftlicher Zustände, demnach auch die Erforschung von Umständen, die sich in Ziffern nicht fassen lassen und die dennoch für die Beurtheilung und Entscheidung sozialer Verhältnisse wichtig sind; nicht bei bloßen — aus Ziffern sich ergebenden — Konklusionen wird die Arbeit des Amtes stehen bleiben dürfen, sondern es wird unter Verarbeitung des tatsächlichen, legislativen und vergleichenden Materiales zu Urtheilen und Ergebnissen zu kommen haben. Dem Amt ist in Uebereinstimmung damit auch die Aufgabe zugewiesen, tatsächliche Verhältnisse, die den Gegenstand arbeitstatistischer Erhebungen gebildet haben, zu begutachten und im Anschluß hieran Anträge zu stellen. Diese Bestimmung ist freilich als die Unparteilichkeit der Statistik gefährdend kritisiert worden, es liegt aber fast in der Natur der Dinge, daß die eingehende Kenntniß der tatsächlichen Verhältnisse, die aus der Beschäftigung mit den Erhebungen entspringt, zu einer praktische Ziele verfolgenden Berichterstattung nutzbar gemacht wird.

Diese Seite der dem Amt zugewiesenen Thätigkeit tritt noch stärker hervor durch die schon erwähnte Angliederung eines Arbeitbeirathes, der zunächst aus Vertretern der an dem arbeitstatistischen Dienst interessirten amtlichen Stellen, ferner aus Unternehmern, Arbeitern und sachmännischen Sachverständigen in gleicher Anzahl besteht. Die letzte Kategorie rekrutirt sich zum überwiegenden Theil aus Universitätslehrern. Unter den acht Arbeitermitgliedern sind sechs Sozialdemokraten, deren Partei außerdem in der sachmännischen Kurie durch einen ihr angehörigen Reichstagsabgeordneten vertreten ist. Dieser Beirath soll, wie in der Regierungsvorlage gesagt worden war, die Gelegenheit für eine Verständigung der an der Thätigkeit des Amtes beteiligten Ministerien unter einander auf kurze, wenig zeitraubende Weise abgeben und außerdem das Mittel bieten, Angehörige der verschiedenen, für die arbeitstatistischen Erhebungen in Betracht kommenden Berufsclassen und Fachmänner zur Mitwirkung an den Arbeiten des Amtes heranzuziehen. Es ist zu erwarten, daß die mit praktischen Vorschlägen zusammenhängenden Angelegenheiten im Beirath hinter den statistisch-technischen Fragen an Interesse für diesen nicht zurückstehen werden.

Im November hat dieser Beirath bereits zum ersten Male getagt. Obwohl es sich der Natur der Sache nach bei den meisten Verhandlungsgegenständen nur um eine Art vorläufiger Debatte über die Behandlung drehte und die Beschlüsse vornehmlich auf Einsetzung vorbereitender Ausschüsse hinausliefen, weist doch schon der Umstand, daß sich die Sitzung auf zwei Tage erstreckte, auf die Reichhaltigkeit des Arbeitsprogrammes und die Geneigtheit der Mitglieder hin, ihre Aufgabe ernst und gründlich durchzuführen. Unter den Gegenständen der Berathung seien besonders hervorgehoben gewisse Reformen der bereits früher im Handelsministerium be-

arbeiteten Strikestatistik und eine organisierte Berichterstattung über die Lage des Arbeitsmarktes zur Vorbereitung für eine vom Amt in Zukunft herauszugebende Zeitschrift. Nicht statistischen Charakters ist ein Gesetzentwurf über die Dienst- und Stellenvermittlung, der dazu bestimmt ist, die Aktion fortzuführen, die durch Einleitung und Publizierung von Erhebungen über den Stand der Arbeitsvermittlung in Oesterreich begonnen wurde und dem Arbeitstatistischen Amt gewissermaßen als ein Vermächtniß des Statistischen Departements des Handelsministeriums, das diese Erhebungen besorgt hat, hinterlassen worden ist. Da auch in Oesterreich der öffentliche Arbeitsnachweis sich auszubreiten beginnt, verdient diese Angelegenheit alles Interesse; zu einem abschließenden Botum kam es im Arbeitbeirath vorläufig nicht. Eine weitere Berathung betraf Erhebungen über die Lage der Eisenbahnangestellten, womit einer Anregung des Vereins für Sozialpolitik entsprochen werden soll. Die sozialdemokratischen Arbeitermitglieder brachten zwei Initiativanträge ein, um das Amt zu Untersuchungen über die Heimarbeit und die Lage der Bergbauarbeiter zu veranlassen. Ueber die Heimarbeit werden aber jetzt schon eingehende Feststellungen durch die Gewerbeinspektoren gepflogen und der Arbeitbeirath begnügte sich damit, eine ergänzende Enquete zu diesen Arbeiten in Aussicht zu nehmen. Der Antrag endlich, der die Bergbauarbeiter betrifft, fand bei der obersten Bergbehörde, dem Ackerbauministerium, freundliches Entgegenkommen und wurde einem Ausschuss zur näheren Abgrenzung zugewiesen; voraussichtlich wird sich daraus eine fruchtbare und dankenswerthe Aufgabe für das Arbeitstatistische Amt ergeben. Auch die große Frage der Reform der Arbeiterversicherung tauchte sofort in den ersten Berathungen des Arbeitbeirathes auf, die allerdings zunächst nur auf die formale Seite der Behandlung beschränkt erschienen. Es muß natürlich der Zukunft überlassen bleiben, zu beurtheilen, welche Stellung der Arbeitbeirath im öffentlichen Leben einnehmen und welcher Art der von ihm ausgeübte Einfluß sein wird. Heute kann man mit Freude die kräftige Inangriffnahme seiner Arbeiten feststellen und dem Arbeitstatistischen Amte daraus eine reichhaltige Thätigkeit voraussagen.

Wien.

Ministerialrath Dr. Victor Mataja,
Direktor des Arbeitstatistischen Amtes.



Marianna.

Eins aus dem Leben.

Mühsend war sie. Man hatte sie noch nie so gesehen, die gutmüthige Person. Ihr Bruder, der Pfarrprovisor, meinte bei sich: „Wenn der Jovn größer ist als die Liebe, — um so besser: so wird sie leichter verwinden.“

„Jetzt geh ich!“ rief sie, raffte das kastanienbraune Umhängetuch zusammen und warf es sich unordentlich um die Schultern.

„Wohin willst Du doch?“ fragte der Pfarrer.

„Wohin denn sonst? Zu ihm.“

„Zum Leßendorfer? Du? Und jetzt? . . . Marianna, Das thäte ich nicht an Deiner Stelle. Ihm nachgehen, dem Lumpen.“

„Ihm nachgehen! Na, Bruder, Das hab' ich, Gott sei Dank, nicht vordöhen.“

„Das meine ich auch. Mein liebes, feines Schwesterl bekommt Behn für Einen.“

„Ich mag Keinen! Gar Keinen. Lauter schlechte, falsche Kanakillen!“ Sie zitterte am ganzen Leib, ihre Wänglein waren fahl wie eine Kirchenmauer, ihre sonst so rothen Lippen hatten die Farbe der Zähne, die sie zusammensah, daß es knackte. Aber das Auge! Zu diesen großen, runden Augen loderten die Flammen heraus, wie zu den Fenstern eines Hauses, dessen Inneres in hellem Brande steht.

„Und doch willst Du zu ihm?“

„Weil ich ihn züchtigen muß!“

„Gezüchtigt ist er ja schon.“

„Aber von mir nicht! . . . Wart', Bübel, die Anderen haben Dir ihre Meinung beigebracht. Jetzt sollst noch die meinige erfahren . . .“ Sie riß Etwas vom Wandnagel.

„Was, die Hundeweisheit, Marianna?“

Sie war schon zur Thür hinaus.

Der Pfarrer ging mit raschen Schritten die Stube auf und ab. . . Diese Liebeshündel! Diese verdammten Liebeshündel! So haßesfüllt, so rachgierig! Und Das heißt man Liebe. . . Wie die Leute erzählen, bin ich ja nicht einen Augenblick sicher, auf den Versehngang zu müssen! Und ich werde in die Lage kommen, dem Mann, der meine arme Schwester hintergangen hat, die Sünden zu vergeben. Daß man dann die Hölle wieder löschet, die man ihnen heiß gemacht, solchen Gesellen, dazu fehlt gewöhnlich schon die Zeit. Schade um ihn. Was hilft's, falls der Geselle sonst ein sogenannter anständiger Kerl ist, wenn ihm das Wichtigste fehlt? Sind wir denn Bigamisten, wie die Hunde? Psui Teufel!

Durch die hellen Fenster sah er draußen den Arzt vorübergehen.

Der Pfarrer riß den Flügel auf: „Guten Morgen, Herr Nachbar! Wie sieht's?“

„Guten Morgen, Herr Pfarrer! Wir können läuten lassen.“

„Aber nein! Doch?! Das ist ja schrecklich! Der hats einmal hart gebüßt.“

„Gede uns Gott Allen ein so sanftes Ende. Nach so hohem Alter!“ sagte der Arzt.

„Sie meinen am Ende den alten Zinnstauber!“

„Er hat Feierabend gemacht.“

„Ich meinte aber doch den Adjunkten.“

„Ach den Lehendorfer. Na, mit Dem stehts allerdings schlimmer.“

„Ich höre . . . ein Kaufhandel. Die Leute reden allerhand.“

„Der wird lange nicht mehr zum Nachbarsmädcl gehen!“

„Hat auch wahrlich nichts bei ihm zu thun, der Votcr, der Spizhub, der —! Sakrament, jetzt hätt' ich bald gekuckt.“

„Die Beine haben sie ihm abgeschlagen — alle zwei“, berichtete der Arzt.

„Zwey ein Schock Bauernburschen. Vor dem Fenster der Grillbaumerischen. Zuerst — heißts — haben sie ihn gedroschen, nachher hat er mit dem Messer gestochen, alsdann hat er sein Theil halt bekommen. Zerbrochen wie eine Kinderpuppe. Na, Mahlzeit, Herr Pfarrer!“

„Na, prost Mahlzeit! Armes Dirndl. Jetzt hast einen Bräutigam, der nicht stehen kann. Richtig, Du gehst ihm ja karatschen. Dänkt mich also doch, daß Du ihn noch behalten willst . . .“ So sprach der Pfarrer mit sich selber, weil der Arzt schon davon war.

Nach längerer Zeit wurde es zwölf Uhr. Auf dem Thurm läutete die Glocke. Der Pfarrer stand am Fenster und betete das Ave Maria. Er konnte es heute nach Belieben wiederholen, ohne daß die Suppe kalt wurde. Denn sie stand noch gar nicht auf dem Tisch. In der Pfarrhofsküche brannte kein Feuer und die junge Köchin war noch nicht zurückgekommen.

Sie war mit sehr raschen und fast mannbar großen Schritten hinaufgeeil gegen das Haus des Gerbermeisters. Dort hatte der Mensch sein Zimmer. Auf der Gasse standen die Weibskleute still und schauten ihr boshaft nach. Sie hätte sie mit den Augen totstechen mögen. Den Blick etwa zu Boden schlagen? Just nicht! Mehr werth ist sie als die Anderen alle. Stolz macht das Unglück. . . Die Peitsche ließ sie in der Luft schwirren über schnatternden Wäusen. So heiß war in ihr der Zorn, daß sie nicht einmal Herzweh spürte. . . Sechs Wochen vorher hatten sie sich verlobt. Der Adjunkt erwartete eine Beförderung, dann wärs zum Heirathen gewesen. Ein so lieber Kerl! Und so falsch! So falsch! . . . Aber jetzt soll ers sehen! Sie wird ihn mit ihrer Verachtung in den Abgrund werfen! Dann soll ihn nur die Grillbaumerische auslesen, — diese Schlange! Diese Giftschlange! Gott, wenn sie nur heute all die Schwachworte zur Hand hätte, die diesem Best gestöhren! Sie hat ihn verführt, anders ifs nicht!

Als die Marianna in das Gerberhaus kam, mußte sie erst seinem Zimmer nachfragen. In der hoffseitigen Stiege begegnete ihr ein altes, unsauberes Weib. Vor lauter Vergnügen über den Besuch zog die Alte den Mund auseinander, daß man alle drei Spizähne sah. Sie war die Wärterin, wollte aber die beiden Leutchen jetzt bereitwillig allein lassen.

„Ist nicht notwendig!“ rief das Mädel. Die Alte blieb aber doch herausen. Die Thür ist ja ganz dünn. Aus dem Hof grunzten die Schweine heraus und aus einer Bretterkammer, die so weit offen stand, daß die Gesellen zu sehen waren, wie sie die Haare sehenweise von den gebrähten Häuten schabten, kam ein widerlicher Geruch. Das Zimmer war dumpfig, das Fenster geschlossen, auf dem Bette lag ein junger Mann, dessen Beine wulstig in Lächer eingewunden

waren, wie ein Riesensatyrkinds. So weit ein hübscher Mensch. Auf der feuchten Stirn klebten ein paar braune Locken. Ein mäßiges Schnurrbärtchen war da, aber ganz ungepflegt, die Haare kamen ihm zum Mund hinein, wenn er sprach.

Sie hatte gedacht, er würde sehr erschrecken, wenn sie nun auf einmal vor ihm stand. Nicht annähernd. Mit einem gutmüthigen Blick schaute er sie an und hielt ihr die weißhäutige Hand entgegen.

Sie war ganz an der Thür stehen geblieben, verblüfft.

„Ah, Das ist gut!“ sagte sie. „Wie freundlich er mich grüßt! Mir scheint, daß er gar nicht böse ist auf mich!“ Der ganze Eohn, den sie vorläufig aufgebracht. Dann schleuderte sie das braune Tuch von sich und das Unwetter brach los: „Du Schandfleck! Du Schandfleck! Recht geschickt Dir! Alles hätten sie Dir zerschlagen sollen! Die Hände und den Schädel!“

Er antwortete nicht. Merkte jetzt, wo Das hinaus wollte. Abzuleiten suchte er und verlangte heiser nach der alten Wärterin, daß sie ihm Wasser reiche.

„Ja, ich bit' Dich gar schön!“ sagte die Marianna. „Ist denn Deine Herzliebste nicht da, daß sie Dich pflegen könnt'? Weil Du so viel für sie leiden mußt!“ . . . Daß diese Worte in ihrer eigenen Brust wie Messer wühlten, wer merkte es ihr an?

„Marianna!“ sprach endlich der Kranke. „Ich will mich nicht besser machen, als ich bin. Habe groß gefehlt. Aber so weit nicht, wie Du meinst. So weit hätte ich mich nicht vergessen, nie und nimmer . . .“

„Rüg nicht!“ rief sie grell aus. „Umsonst schlägt man Einen aus Eifersucht nicht zum Krüppel, der Du jetzt bist!“

Nach einigem Schweigen sagte er tropig: „Wer hats denn zu leiden als ich selber! Wenn Du mir so kommst! Wen gehts denn noch was an?“

„Wens was angeht, fragst Du?“ sprach sie ganz sänftiglich. „Wem hast Du Dich denn versprochen, Hans? Am Peter- und Paul-Tag. Weißt Du noch? Wirst mir wohl treu sein, habe ich Dich gefragt. Und Du: Was denkst Du von mir? Ein Mann, der sein Ehrenwort bricht! Seiner Braut Treu versprechen, hast Du gesagt, ist so gut ein Ehrenwort wie jedes andere. Ein Schurke, weers bricht! Und heute, nach sechs Wochen? Ich brauch' Dich nicht zu nennen, wer Du bist, Du hast es schon selber gethan.“

Er richtete sich rasch mit dem Ellbogen auf und sagte scharf: „Kannst Du mir was Schlechtes vorwerfen? Hast Dus gesehen?“

Jetzt fuhr sie los: „Zeugnen! Zeugnen! Hautschlechter Lump Du! Weil ich es nicht gesehen hab', willst Du mirs abstreiten. Das möchte mir eine saubere Ehe werden, wo Du denkst: Wenn sies nur nicht sieht! Wenn sies nur nicht sieht! Wo hat denn die Treue zu stehen, vor oder hinter dem Rücken? Wofür heirathe ich denn, als daß ich einen treuen Menschen hab'? Ich kann ledig bleiben auch. Bei meinem Bruder fehlt mir nichts. Und tausendmal lieber ein Dienstoffot sein Lebtag, als eine Rathsfran sein — wenn Dus mit Deiner Treu und Gewissenhaftigkeit so weit bringst — und alle Tag betrogen werden hinter einer jeden Küchenschürze! Schandbub, Du!“

„Marianna!“

„Mir graust vor Dir! Ich kanns nicht sagen, welchen Abscheu! Bigenerzobel, schlechter!“

„So laß mich doch reden!“

„Kannst sagen, was Du willst: das Vertrauen ist hin. Kannst brav sein, wie Du willst — wenn Dus zusammenbringst —: mir wird der Tag nimmer aus dem Kopf gehen! Er kann betrügen, er kanns! Schon in der ersten Brautzeit, wo sonst die Lieb' am Größten ist, hat er mich betrogen. Ist zwar halb totgeprügelt worden und das ganze Dorf hats erfahren. So wird er ein anderes Mal vorsichtiger sein und man hält' den ausgemachten Spießhaken im Haus, vor dem man sich selber zusperrten muß, wenn man schon die Risten und Kasten offen läßt!“

„Du! Marianna!“ Er wäre am Liebsten aus dem Bett gesprungen. Da krachten die Beine. Die Zähne biß er in einander, auf der Stirn standen große Tropfen.

Sie schaute ihn einen Augenblick schweigend an.

Er sagte aus zusammengepreßter Kehle: „Und wenn ich mich vergangen hätte! Was Du für ein steinhartes Dutz hast! Jetzt, wo ich so verlassen bin, — so verlassen . . .“

Sie war mit raschen Schritten durch das Stübchen gegangen, hin und her, hin und her. Zum Ausschreien war ihr vor schrecklicher Pein, die ihre eigenen Worte in ihr angerichtet hatten. . . Und wie sie unten im Winkel stand, vom Bett fast fern, da wandte sie sich hin und sprach ruhig: „Also, wenn Du unschuldig bist, wie ißt denn zugegangen?“

Er ballte mit der Faust das Leintuch zusammen und sagte: „Rein Gott, wie ist es zugegangen! Der Chef feierte seinen Geburtstag. In der Nacht auf dem Feinworg bin ich lustig; und wie das Grillbaumerhaus kommt, fällt's mir ein, da schläft auch ein Rädel drin, das man foppen könnte. Und klopfe ans Fenster.“

„Daß Du aber das Fenster so genau gewußt hast!“

„Weil ich früher mit den Burschen gasseln gegangen bin bei der Nacht. Der Gregelmeier hat sie gehabt, — und wie es die jungen Leute schon treiben! Wir sind Wacht gestanden vor dem Haus und ißt's mir halt eingefallen, wie ich in der selbigen Nacht am Fenster vorbei geh.“

„Und sonst nichts? Aber . . . diese Unschuld! Zu rührend! Nur necken hast wollen am Fenster? Nur Das? . . . Hans! Wenn ich Dich jetzt bei Deinem heiligen Ehrenwort frag'! Du hältst ja so viel aufs Ehrenwort! Wenn ich Dich frag', ob's wahr ist! Da! Schau mich an!“

Er schaute ihr ganz offen ins Gesicht; auf einmal aber suchte er mit den Wimpern, als wäre ein großes Licht. Dann blickte er, wie Hilfe suchend, umher. Ganz stumm.

„Nun also! Heraus mit dem Ehrenwort!“ Starr wie eine Bildsäule stand sie vor ihm. Er schob sich gegen die Wand um, verdeckte sein Gesicht mit der Hand und — weinte.

Sie ging wieder auf und ab. Die Peitsche hatte sie längst nicht mehr in der Hand. Das Fenster öffnete sie, um mit dem Taschentuch die Fliegen hinauszujaßen. Der starke Geruch aus der Häutelammer drang herein, sie schloß wieder. Sie that, als wollte sie aufrauchen, warf Kleider und Bücher hin und her, aber Alles nur, um ihre Bewegung zu unterdrücken. . . Dieser schlechte Mensch,

wie furchtbar arm er jetzt ist! Ein Krüppel, und so Schmerzen, und muß dahier liegen, und hat Niemanden mehr . . .

Jetzt trat sie sacht, ganz sacht wieder an sein Lager, legte ihm die Hand leicht auf die Stirn und strich ein wenig das Haar zurück. Er schluchzte, daß die Achseln heftig auf- und niederstiehen. Vom Ehrenwort sagte sie nichts mehr. . . Ganz jäh beugte sie sich auf ihn nieder, riß seinen Kopf an ihre Brust, küßte seine Stirn, seine feuchten Wangen, seinen Mund, so heftig, daß es ihm den Athem fast verschlug. Er ließ es bloß geschehen, dann, als sie milde geworden war, stöhnte er: „Ich bin Deiner nicht werth . . .?“

„In Gottesnamen!“ stieß sie hervor. Ihre Stimme war heiser, halb gebrochen. Und nach einer Weile, da sie sich ausgerichtet hatte und ziemlich ruhig geworden war: „So kanns nicht bleiben da. Du mußt eine ordentliche Wartung haben. Was sagt der Arzt?“

„Einen Verband hat er mir gemacht. Alle zwei sind ab.“

„Ich will Dir doch einen Beinbrucharzt kommen lassen.“

„Unserer hat gute Hoffnung. Aber Geduld, — sagte er.“

„Ist Dir die alte Wärterin recht? Sonst bestelle ich die Spital-Wandl. Weißt, die kann umgehen und ist lieb mit den Kranken. Ich werde täglich ein paar Mal herausschauen, ob Dir was fehlt. Und bring' Dir das Essen mit, wenns Dir recht ist. Aber schau, liegen wirst schlecht. Wart, ich schiebe Dir die Kissen besser. Du kannst Dich nicht bewegen. Thuts Dir arg weh?“ fragte sie ihn voller Innigkeit.

„Jetzt nicht mehr, Marianna, jetzt nicht mehr.“

„Schau, Du bist ja mein guter Hans!“ Mit beiden Händen streichelte sie sein Gesicht. Heuchte Augen. Und selig, so selig! . . . Das Mitleid war schier noch säher als die Liebe. Ober —: war Das erst die rechte Liebe? Seitdem sie ihm Etwas zu verzeihen hatte! Jetzt erst hatte sie aus Freiem ihn angenommen, jetzt erst konnte sie zeigen, wie gut sie ihm ist. Und jetzt erst wußte sie es auch für sich, daß kein Zerstoren des Bundes mehr möglich ist, daß ihr aller Schmerz und alles Glück von diesem einen Mann bestimmt sein muß.

„Was hast Du denn? Aber was hast Du denn, Hans?“ fragte sie, lebhaft bestrebt, mit den Händen sein Haupt zu rücken, daß er sie anbliden mußte. Er verdeckte immer wieder sein Gesicht, dann murmelte er ein einziges Mal: „So viel schämen!“

Sie begann zu plaudern von allerhand heiteren Dingen, berührte aber die Ursache des Vorgefallenen mit keiner Silbe mehr. Da hob der Abjunkt ganz plöthlich die Hand in die Luft und schmalzte mit den Fingern.

„Was heißt denn Das?“ fragte sie lachend.

„Weil ich jetzt anders nicht jauchzen kann!“

. . . Wegen zwei Uhr nachmittags knisterte in der Pfarrhofsküche das Feuer. Der Pfarrprovisor schlich zur Thür, um durch das Guckloch zu erfahren, ob es ihm auch schmecken werde, das Mittagsmahl. Sie schaffte flink und hatte ein hochgeröstetes, munteres Gesicht.

Neues Bruderherz: freilich wirds Dir schmecken!



Männerurtheil über Frauendichtung.

Es kommt darauf an, daß Jeder seinen Zustand
 ergreife und nach Würden behandle. Goethe.

Goethe sagt einmal: „Der Alte verliert eins der größten Menschenrechte: er wird nicht mehr von Seinesgleichen beurtheilt“. Dieses große Menschenrecht hat die dichtende Frau, so weit es sich um eine öffentliche Kritik handelt, noch nie befohlen. Das ist eine Thatsache, die sich jeder Frau aufdrängen muß, wenn sie die laubläufigen Kritiken über Frauenbücher liest. Der Maßstab, den der männliche Durchschnitts-Mezent an die heute lebhaft blühende weibliche Dicht- und Erzählkunst legt, macht den Eindruck, als besinde sich die Kritik im Irrthum über Das, worauf es bei der von Frauen hervorgebrachten Literatur am Meisten ankommt.

Die Herren Kritiker bemessen fast durchweg den Werth eines Frauenbuches danach, wie nah es einer tüchtigen Männerarbeit kommt, und so selbstverständlich erscheint ihnen dieser Maßstab, daß Bezeichnungen wie „stark frauenhaft“, „echt weibliche Auffassung“ schlechthin als Tadel gebraucht werden. Und umgekehrt: wenn die Autorin sich möglichst auf den Standpunkt eines Mannes zu stellen gewußt hat und also nicht von ihrem weiblichen, sondern von einem angenommenen männlichen Standpunkt aus ihren Lebensausschnitt vorführt, so wird ihr Das zum Verdienst angerechnet. Literaturgeschichtlich läßt sich ja diese Art der Abjähung verstehen, denn die Männer sind in der Dichtkunst lange unsere Vorbilder und Meister gewesen und die nicht zahlreichen schriftstellernden Frauen haben als schüchterne Schüler nichts Anderes versucht als Nachahmung der Meister. Sie haben deshalb selten etwas Anderes erreicht als mehr oder minder gute Nachahmungen. Daß solche Leistungen von den aus dem Eigeneu schöpfenden Männern nicht sehr geschätzt wurden, liegt auf der Hand. Es waren eben Schülerarbeiten; und diejenigen, die den Werken der Meister am Treuesten glichen, erhielten die beste Cenjur.

Wir Frauen sind heute noch eigene Wege suchende, tastende Anfänger im Vergleich zu der alten, reifen Schulung der Männer. Die Männer sind heute noch unsere Lehrer und Meister. Doch kommt in jedem Schüler- und Lehrer-Verhältniß der Zeitpunkt, da der Schüler fühlt, daß er sich von dem Meister entfernen muß, um er selbst zu werden. Er ist noch immer mit den empfangenen Lehren angefüllt, sucht sich aber von unselbständiger Nachahmung frei zu machen. Der mittelmäßige und darum empfindliche Lehrer ärgert sich an diesem Abfall und nennt des Entlausenen Arbeiten um so schlechter, je entschiedener sie von des Meisters eigener Manier abweichen. Der echte Künstler dagegen schätzt den selbständig gewordenen Kunstgenossen um so freudiger, je mehr sich der frühere Schüler in eigener Linie weiter entwickelt. Dieser Wendepunkt dürfte für die heutige Frau eingetreten sein.

Der Frau Laura Marholm — deren bedauerliche Monomanie sonst leider mehr verdunkelnd als aufklärend wirkt — gebührt die Ehre, mit Nachdruck und Geist auf diese sehr interessante Thatsache hingewiesen zu haben. Die Emanzipation der Frau ist das gerade Gegentheil einer Vermännlichung. Sie ist das Besinnen der Frau auf ihre vollwerthige und vollkommene Weib-Eigenthümlichkeit; und daraus folgt, daß die weibliche Besonderheit in der Literatur bewußt hervorzutreten mag. Denn die Frau ist nicht ein Mensch von Männerart, sondern der anders geartete, der andere Mensch. Und diese Unterschiedenheit, die das Leben so sehr bereichert, daß man es ohne sie gar nicht denken mag, durchdringt das ganze Geistesleben. Neben dem gemeinsamen Menschenthum giebt es immer das besondere Mann- und Weibthum. Instinkte, Neigungen, Schwächen, Kräfte, Anschauungen: Alles ist in zweierlei Gestalt vorhanden.

Das sind Trivialitäten, die ich mich schämen würde wiederzukäuen, wenn ich nicht täglich von Neuem wahrnehmen müßte, wie überraschend wenig die Thatsache bei der Beurtheilung von Frauenwerken in Betracht gezogen wird. Neulich erst las ich in den „Internationalen Literaturberichten“ das Lob eines Novellenbandes der Frau Maria Janitschel, „Aus der Schmiede des Lebens“, das in den Worten gipfelte: „Wenn es der Titel nicht sagte, würde man nicht glauben, daß ein Weib die Dichtungen geschrieben habe.“ Darauf sagt der Kritiker weiter: „Man lese einmal das stilistisch echt frauenhafte, auch sonst viel zu sehr überschätzte Buch der Gabriele Reuter ‚Aus guter Familie‘ und danach den erwähnten Novellenband der Janitschel, dann wird Einem dessen Werth recht offenbar werden. Er steht thurmhoch über dem Buch der Reuter.“ Den Novellenband Maria Janitschels kenne ich nicht; er ist gewiß schön. Verhält es sich jedoch in der That so, daß man, ohne durch den Titel aufgeklärt zu sein, nicht glauben würde, diese Novellen habe ein Weib geschrieben, so würde ich folgern, daß das echt frauenhafte Buch der Gabriele Reuter, das nie ein Mann geschrieben haben könnte, an literarischem Werth „thurmhoch“ über dem anderen stehe. Ich habe dieses mir frisch im Gedächtniß hastende Beispiel nur als eins von sehr vielen herausgegriffen. Es ist der gebräuchliche Männer-Maßstab.

Diese Werthbemessung hat zur Voraussetzung, daß die künstlerische Befähigung von Mann und Weib quantitativ verschieden, und zwar zu Gunsten des Mannes sei, qualitativ dagegen gleich. Oder: daß die Lebensauffassung des Mannes, auch in künstlerischer Verbilligung, die unbedingt werthvollere sei, so daß also das Weib um so Besseres zu Tage fördere, je mehr es sich von seiner besondern weiblichen Auffassung entferne und der männlichen nähere. Ueber das Mehr oder Weniger der geistigen Fähigkeiten bei den zwei Geschlechtern herrscht Uneinigkeit der Meinungen. Die Mehrheit neigt wohl zu

der Ansicht, daß das Mehr auf der Seite des Mannes ist. Das läßt sich aber schwer feststellen und kommt auch hier kaum in Betracht. Es handelt sich um den anderen Punkt: die qualitative Verschiedenheit. An dieser zweifelt Niemand. Vielleicht ist die Verschiedenheit weniger umfassend, als die meisten Männer meinen, aber sie ist da; und daß sie da ist, ist schön und giebt unserem armen Leben eine Fülle von Nuancen, die wir um alle Schätze Indiens nicht hergeben möchten. Deshalb geht auch der Instinkt des lebensfreudigen Menschen im Allgemeinen darauf aus, die von der ewig schenkenden Natur gestifteten charakteristischen Unterschiede zwischen den zwei Menschentypen eher zu verschärfen als zu verwischen. Das entspricht der Naturlehre von der Entwicklung der organischen Wesen, die sie vom ganz Einfachen zum Komplizirteren und Differenzirteren fortschreiten läßt, so daß ein Unterschied von Männlich und Weiblich ursprünglich ganz fehlt, im Lauf der Jahrtausende aber immer deutlicher in die Erscheinung tritt. Das Rivelliren bedeutet naturgeschichtlich Stillstand, — also das Ende einer Entwicklungsreihe, das Differenziren dagegen ein Fortschreiten der Entwicklung. Darum will das triebhafte Streben den Mann möglichst männlich und das Weib möglichst weiblich, Beide aber nicht in einem bestimmten erreichten Typus erstarrend, sondern die eigene Art kräftig fortentwickelnd. Das bedarf keines Beweises.

Angenommen, der Mann mit seinen besonders männlichen Anlagen: dem Sinn für Gesetzmäßigkeit und Formenstrenge, der Neigung zum Verallgemeinern, zum Typischen, der Konzentrationsfähigkeit, der Fähigkeit, aus der Fülle der Erscheinungen die Idee zu extrahiren u. s. w. sei als Künstler dem Weibe mit seinen anderen Eigenthümlichkeiten, dem Sinn für das Intime, für die Einzelercheinung, das Sinnesfällige, Empfindsame, Regellose, Spielende u. s. w. thatsächlich überlegen. Angenommen, es sei so und also wirklich Ursache vorhanden, die weiblichen Leistungen auf dem Gebiete künstlerischen Schaffens als den männlichen nicht ebenbürtig anzusehen: wäre es dann berechtigt, weibliche Arbeiten um so höher einzuschätzen, je mehr sie sich von der weiblichen Art entfernen und der männlichen nähern? Ich antworte: Nein. Selbst die Inferiorität der weiblichen Künstlerfähigkeit vorausgesetzt, würde die ausgeprägteste Frauenart immer doch Werthvolleres bedeuten als angeempfundene und nachgeahmte Männerart.

Wenn sich das Wunder von Bileams Eselin wiederholte und plötzlich einem intelligenten Thier, meinetwegen einem Fuchs, die Fähigkeit würde, in Menschensprache sich ausdrücken zu können, seine Gedanken und Empfindungen zu Papier zu bringen, so würde dieser Fuchsbeitrag zur Literatur doch ohne Zweifel um so interessanter sein, je treuer sich die von der menschlichen abweichende Fuchs-Auffassung darin spiegelte. Könnten dagegen die Kritiker sagen: man sollte nicht glauben, daß das Werk von einem Fuchslein erfunden sei, so wäre die Kuriosität größer, das Dokument aber werthloser.

Ich habe eine hohe Meinung von Dem, was die Kritik für das Geistesleben leisten soll und kann. Aber sie muß diese hohe Meinung auch selbst haben und nicht, um ein unliebes Pensum zu erlebigen, bis zur Erschöpfung auf abgestandenen Redensarten herumreiten. Wenn ich immer wieder lesen muß, wie die Bezeichnungen „weiblich“ und „echt frauenhaft“ u. s. w. einfach als Tadel gebraucht werden, so empfinde ich Das als eine mit der Zeit unerträglich werdende Gedankenlosigkeit und als Anachronismus. Man nenne stümperhaft stümperhaft, aber nicht frauenhaft. Die beiden Begriffe decken sich absolut nicht. Und statt die schriftstellernden Frauen mit Gewalt an sich irr zu machen durch zur Schau getragene Geringsachtung des Frauenzimmerhaften in ihren Werken, sollte sie eine ernsthafte Kritik vielmehr eindringlich mahnen: „Seid vor allen Dingen Ihr selbst! Nur wenn Ihr Das seit, seid Ihr etwas Rechtes.“

Es giebt, Gott sei Dank, auch ernste, denkende Kritiker-Künstler, die über einen einseitigen Männerstandpunkt hinaus sind und in den Dichtungen der Zeitgenossinnen gerade das von dem ihren unterschiedene weibliche Element als eine werthvolle Bereicherung der Literatur erkennen. Diesen hochstehenden Einzelnen gilt meine Predigt nicht. Sie wendet sich an die Vielen, die besser könnten, wenn sie besser wüßten und wollten.

Reiningen.

Frieda Frein von Bülow.



1899?

Nahre gehen zu Ende — hier sei nur des Jahres 1873 gedacht —, deren Nachlaß wirthschaftlich sub beneficio inventaril angetreten wird. Das Erbe des Jahres 1898 kann auch dem ängstlichsten Schwarzseher keine Bedenken einflößen. Selbst da, wo es gesündigt hat, handelte es sich weniger um schwindelhafte Auswüchse als um gewisse Uebertreibungen im Gefolge der hochgesteigerten Konkurrenz. Die wirklich produktive Arbeit hat der parasitären Scheinthätigkeit unaufhaltsam weiteres Terrain abgewonnen. Das geadelte und mit Orden geschmückte Kapital muß sich bereits zur Livree der Industrie bequemen; und wenn die Fabrikherren sich gegen das Feudaljunkerthum sammeln, so wissen sie wohl selbst nicht, wie viel „aktueller“ das von Hermann Wagener geprägte Wort vom Schlotjunkerthum heute schon ist. Als die Agrarier Sturm bliesen, waren sie längst die kapitalistisch Besiegten; dagegen sind unsere industriellen Scharfmacher, wie es scheint, entschlossen, dem Hauptangriff der herandrückenden Arbeiterbataillone zuvorzukommen. So kämpft das besitzende Bürgerthum mit zwei Fronten. Zwar: die Wortführer der Doppelwährung und der Börsenreform werden ihm wohl nur gelegentlich einen kleinen Kerger bereiten können; viel ernsthafter ist es, daß die

schwierige Faust stärker und stärker auf die Rentabilität des deutschen Großgewerbes drückt und daß die Arbeiter auch da gesteigerte Gegenleistungen verlangen, wo sie, statt entsprechend höherer Qualität ihrer eigenen Leistungen, nichts als ihre ziffernmäßige Unerfeklichkeit in die Waagschale werfen. Die List der Geschichte aber bringt bei Alledem noch Unerwartetes zu Wege. Die agrarischen Feinde des Großkapitals haben die Börse geknebelt, — und siehe da: die Hochfinanz ist mächtiger denn je geworden. Zugleich fiel durch diese Knebelung jene alte rastlose Spekulation zu Boden, die einen so lange andauernden Industriausschwung sicher schon durch Herabdrücken der Kurse gedämpft hätte. Endlich besorgen unsere Konservativen durch ihre Arbeiterfeindlichkeit vielfach die Geschäfte des Bürgerthumes. Ihre eigenen wirthschaftlichen Interessen sind dabei nicht das hauptsächlich Antreibende, da ihre Entearbeiter ihnen in jedem Fall von den mehr Bietenden weggenommen werden, aber das politische Schiboleth gestattet es einmal nicht anders. Unter diesen Umständen dürfte auch im neuen Jahre der mächtigste Träger unseres Bürgerthumes, die Industrie, weiter prosperiren. Sie rechtfertigt — was ja dem Bankwesen keineswegs so direkt als Kuschlingschild dienen kann — ihren Zuwachs an Macht und Reichthum mit der etwas sophistischen Moral, daß sie die Arbeit ermöglicht und neue Werthe schafft, und sie wird sich vielleicht der Hilfe ihrer Feindgegner bedienen können, um das Proletariat, so weit es eben möglich ist, fester einzufchnüren. Dafür wird sie auch nicht anstehen, der Regierung ab und zu ein kleines Vergnügen zu machen, z. B. bei Fabrikexperimenten in den Ostmarken. Was liegt Krupp daran, Terrain für ein Gewehretablissemment in Posen mit hunderttausend Mark zu bezahlen, da doch ein einziger Auftrag auf Geschütze alle Unkosten reichlich einbringt? Dreierlei Erscheinungen auf dem deutschen Arbeitsmarkt darf man für die nächsten 365 Tage gespannt entgegensehen: ob der Mangel an Händen überhaupt — von geschulten ist ja schon lange keine Rede mehr — unseren Unternehmern bald Verlegenheiten bereiten wird; ob die preuhische Regierung die Anhäufung der Hunderttausende von polnischen Fabrikarbeitern in Rheinland-Westfalen als politische Frage begreifen wird; ob eine neue Industrie in Westpreußen die dortigen slavischen Elemente nicht sofort unter der Fahne des Lohninteresses zusammenführen wird. Mit allen diesen für unser Wirthschaftsleben wichtigen Fragen werden wir über kurz oder lang vermuthlich sehr ernsthaft zu rechnen haben.

Die schier unendliche Erwägung, wie lange die heutige Ueberproduktion bei uns noch andauern wird, hat sich die berliner Börse sehr leicht gemacht; sie begann gegen Silvester hin plötzlich, Banken zu hauffiren; und daß das Niveau der Bankenkurse mit dem Aufschwung und Niedergang der Industrie steigt und fällt, weiß nachgerade wohl Jedermann. Da unser größtes und modernstes Institut die Deutsche Bank ist, so ist der Kurs ihrer Aktien der Prototyp der allgemeinen Lage. Auch solide Bankiers halten den jetzigen Kursstand von 208 für niedrig, weil der innere Werth angeblich 190 deckt; ganz Eingeweihte geben Das zwar zu, glauben aber eben deshalb, daß Deutsche Bank-Aktien unter 200 immer preiswürdig, über 200 immer bezahlt seien.

Alle Finanzleute glauben an die Fortdauer der Emissionen, — nicht etwa wegen einer baldigen Abundanz des Marktes, sondern, weil zu viele Geldbedürfnisse in der Schwebe sind. Müßten diese nicht endlich befriedigt werden, so würde man sich auch mit dem Agiogewinn noch gern gedulden. Scheinbar wird die jetzige

Knappheit auf kurze Zeit weichen, da die Banken zum Zweck einer flüssigen Bilanz gewöhnlich um die Jahreswende ihre leicht realisirbaren Werthe vermehren. Ist dann vorjorglich der weissen Zeitungskreis genügt, so wird schon am dritten Januar wieder ganz so gewirthschaftet wie im alten Jahr. In Folge dessen pflegt dann die Reichsbank einige Erleichterungen zu erfahren, aber die entscheidende Probe wird diesmal am Privatdiskont zu machen sein, der möglicher Weise hoch bleibt. Das würde zeigen, wie stark die weiteren Ansprüche an unser Kapital — vielleicht auch an das nur geborgte — sind.

Eine besondere Aufnahmefähigkeit des Publikums wird selbst aus einem vielleicht glänzenden Erfolge der Subskription auf die Siemens & Halske-Aktien nicht gefolgert werden können. Der Kurs von, wie ich höre, etwa 175 ist zwar bei zehn Prozent Dividende ohne größere Rückstellungen gewiß nicht niedrig, aber unsere Aktionäre rechnen anders. Ihnen genügt, daß im Jahre 1887 Allgemeine Elektrizität zu 122 aufgelegt wurden und schon 300 erreicht haben, daß Schuckert im Jahre 1894 zu 140 herauskamen und schon 280 notiren konnten, daß Helios 1886 zu pari aufgelegt wurden und jetzt noch 69 Prozent höher stehen u. s. w. Also müßten, wenn man konsequent denken will, die neuen Siemens & Halske-Aktien bald ebenfalls auf 240 oder 250 stehen. Nur ist zu bedenken, daß der Nebaille die Rehrseite nicht fehlt und Elektrizität-Aktien im letzten Halbjahr beträchtlich zurückgegangen sind. Uebrigens darf nach dem Testament Werners des Großen angeblich die Gründung vor dem Jahre 1900 gar nicht erfolgen. Er selbst erörtert ja in seinen Lebenserinnerungen die Frage sehr eingehend: „ob es überhaupt dem allgemeinen Interesse dienlich ist, daß sich in einem Staat große Geschäftshäuser bilden, die sich dauernd im Besiz der Familie des Bedrivers erhalten.“ Er glaubte, daß in vielen Fällen „solche großen Häuser dem Emporkommen von vielen kleineren Unternehmungen hinderlich sind und deshalb schädlich wirken“. Ja, dieser erfahrene Mann ging so weit, zu erklären: „Uebvall, wo der Handwerksbetrieb ausreicht, die Fabrikation exportfähig zu erhalten, wirken große konkurrirende Fabriken nachtheilig.“ Nach seiner Ansicht eignen sich Aktiengesellschaften überhaupt nur zur Ausbeutung von bereits vorhandenen und erprobten Arbeitmethoden und Einrichtungen.

Was den jetzigen Ueberflus an elektrischen Geschäften betrifft, so kann es wohl noch eine Weile so weiter gehen, doch der Stillstand kann auch einmal ganz unversehens eintreten, wie Dies andere Industrien schon wiederholt erlebt haben. Der Umstand allein, daß Deutschland auf diesem Gebiet heute unentbehrlich ist, kann nicht entscheidend sein. Wer freilich die französischen Fachblätter mit ihren veralteten Mittheilungen und Rathschlägen liest, kann leicht in rucklosem Optimismus unsere technische Großmachtstellung überschätzen.

Die wirklich große Zukunft der Elektrizität-Unternehmungen liegt in der elektrischen Volkbahn, deren Einführung aber Anforderungen an Arbeitskraft und vor Allem an Kapital stellen würde, die alle bisherige Thätigkeit auf diesem Felde weit hinter sich zurücklassen müßte. Die Berlin-Hamburger Bahn soll durchgerechnet sein und bei zahlreichen Tages- und Nachtzügen fünf Prozent netto abwerfen können. Um diese preussische Staatsbahn aber als erste umzubauen, müßte Herr Thielen ein Mann von ganz anderen Dimensionen sein. Gilt er auch mit Recht als ein Beamter von exemplarischem Fleiß, so genügt diese Eigen-

schaft für solche Entschlüsse allein doch nicht. Es wäre eine frischer Kraft erforderlich, und zwar eine solche, die auch den Kampf mit dem Finanzminister durchzuführen in der Lage wäre. Schon die Vorarbeiten erfordern Summen, die von keiner bestehenden Aktiengesellschaft so einfach verantwortet werden können. Es scheint, als ob zunächst über die Bildung einer Studiengesellschaft Verhandlungen zwischen der Allgemeinen Elektrizität-Gesellschaft, Siemens & Halske und Krupp eingeleitet worden sind. Das Unternehmen selbst würde um einige Jahre zurückgeschoben werden, zumal mindestens 80 Millionen dazu erforderlich sind. Mit Recht hofft man auf eine große Verkehrssteigerung, schon weil die Fahrzeit um die Hälfte verringert und in Folge Dessen in sehr kurzen Zwischenräumen, wie auf der Trambahn, gefahren werden kann. Der Versuch wird auch nicht aufgegeben werden, falls unsere Behörden sich zurückhalten sollten. Dann würde ihn die deutsche Elektrotechnik eben zuerst im Auslande machen und die Frostigkeit des Reichseisenbahnamtes und des preussischen Eisenbahnministers könnte leicht eine unwillkommene Zülführung erfahren.

Eine ganz neue Agitation verlangt jetzt für die Pfandbriefe der preussischen Hypothekendarlehen die Erklärung der Mündelsicherheit, nachdem die süddeutschen Staaten den Pfandbriefen der nicht preussischen Hypothekendarlehen ohne Weiteres diese Eigenschaft zugestanden haben, trotzdem die Mehrzahl dieser Banken ihre zahlreichsten Hypothekengeschäfte gerade in Preußen abschließt. Bei Gelegenheit dieser Agitation wurden die preussischen Pfandbriefe mit ihrer unheimlichen Summe von zwei Milliarden Mark „unbedingt sicher und zuverlässig“ genannt. Gut wäre es, wenn die Regierung einmal darüber eine Enquete veranlasste. Es könnte dann leicht geschehen, daß Experten des Bankwesens die vielen Pfandbriefemissionen überhaupt als Unfug bezeichnen und daß gewissenhafte Bauinteressenten der Aktion, als ob die Tugen des Bodens durchweg zuverlässig seien und als ob die beteiligten Direktionen die wünschenswerthe Unparteilichkeit besäßen, kurzer Hand ein Ende bereiteten. Zum Schluß würde man dann wahrscheinlich dahin kommen, eine strenge behördliche Aufsicht zu fordern. Weil aber das preussische Beamtenthum zu gewissenhaft — und zu schwerfällig — ist, um sich leichtsin eine Last aufzulegen zu lassen, der es jedenfalls im Handumdrehen nicht gewachsen ist, deshalb ist mit der Zulassung der Pfandbriefe zu pupillarischer Anlage bisher gezögert worden. Alle Schätzungen der Grundwerthe sollten behördlich gesichert sein; daß man noch nicht dahin gekommen ist, muß, noch dazu, da einzelne Banken Häuser bis zum Schornstein beleihen, als ein offener Schaden bezeichnet werden, der vielleicht eines Tages zu Schwären beginnt. Auch der Schutz der Bauhandwerker könnte und müßte energischer angegriffen werden. Wie gut wäre es für diese so vielfach geprellten Leute, wenn die Grundstücke vor Ertheilung des Baukonsenses geschätzt würden und nur der wirkliche Baustellenwerth als erste Hypothek eingetragen werden könnte! Dahinter käme dann gleich die Bauhypothek für die Handwerker.

Herr von Miquel hat gegen die Mündelsicherheit der Pfandbriefe natürlich noch andere Bedenken. In wenigen Wochen kommt er mit neuen Konsols heraus, an deren dreiprozentigen Typus er nicht „tippen“ läßt. Der Rückgang um sechs Prozent in wenigen Jahren geniet ihn nicht. 1890 hat er dieses Papier zu 87 emittirt, 1891 zu 84,40 und 1892 gar zu 83,60. Heute aber sind 93 Prozent zu erhalten. Es droht ja auch von anderer Seite keine Konkurrenz. Die Schweiz wird ihre dreiundeinhalbprozentigen Eisenbahnanleihen wohl 1899 noch nicht auf den Markt bringen. Jenseits der Berge arbeitet die Staatsmaschine langsam.

Die nächste Kombination von Finanz und Politik werden wir in der Delagoa- und Transvaal-Angelegenheit erleben. Die Angst der Berliner Börsen, England könne nächstens gegen die Buren Krieg führen, scheint mir unbegründet. Die Briten würden wohl leichter mit den Buren fertig werden, wenn sie nicht mit Recht die Sympathien fürchteten, die in der Capkolonie selbst bei den Stammesgenossen für die Transvaalleute vorhanden sind. Diese Sympathien werden die Buren aber bald verlieren, wenn in Pretoria nach dem jetzt beliebten System weiterregiert wird. Auch rechnet man in London mit dem hohen Alter des Herrn Paul Krüger: ist dieser Feind Englands einmal sicher beigelegt, dann werden, mit Hilfe guter Pfunde Sterling, die Minengesetze schnell in einem der Goldindustrie günstigeren Sinn geändert werden. Das ist im Grunde aber das einzige Ziel der Briten; romantische Phrasen sind ihnen sehr gleichgiltig; sie wollen die wirkliche Macht und werden sie früher oder später trotz unserer Presse erreichen.

Pluto.



Selbstanzeigen.

Signet sich der Unterricht im Sprechen und Schreiben fremder Sprachen für die Schule? Marburg 1898, N. G. Elwert.

Das Fragezeichen bedeutet: „Nein!“ Das Schriftchen vertritt die Ansicht, daß die Schule sich im fremdsprachlichen Unterricht auf die Erlernung der rezeptiven Sprachfertigkeiten, d. h. des Lesens und hörenden Verstehens, beschränken und die produktiven, d. h. Schreiben und Sprechen, nur vorbereiten sollte. Für die alten Sprachen wird man Das gelten lassen, aber kaum für die neueren. Hier kollidiert dieser Standpunkt mit der bei Publikum und Methodikern geltenden Meinung. Vielleicht findet man ihn weniger paradox, wenn man sich ernsthaft die folgenden Fragen beantwortet: 1. Wer eine Sprache so weit versteht, daß er sie liest, erlangt auch die Sprechfähigkeit, besonders durch Aufenthalt im Auslande, in wenigen Wochen. Die Schule, die den einzelnen Schüler in jeder Unterrichtsstunde durchschnittlich doch nicht mehr als eine halbe Minute lang sprechen lassen kann, verbraucht für den selben Zweck die intensive Arbeit von Jahren. Ist Das nicht zwecklose Zeitverschwendung? 2. Wer eine fremde Sprache im Auslande reden muß, sieht mehr darauf, sich verständlich zu machen, als auf unbedingte Korrektheit; die Hauptregeln der Grammatik reichen für seine Zwecke aus. Der Klassen- und Massenunterricht dagegen muß, wenn nicht die größte Verwirrung entstehen soll, auf absolute Korrektheit halten, bedarf also jenes komplizierten grammatischen Apparates, dessen leidiger Ballast allgemein empfunden wird. Ist es denn notwendig, das Reden der fremden Sprachen gerade unter den denkbar ungünstigsten Verhältnissen zu erlernen, und muß die Schule durchaus eine Aufgabe übernehmen, die ihr so wenig „liegt“? 3. Wie viele Schüler

eines Gymnasiums oder Realgymnasiums werden später einmal die fremde Sprache zu schreiben haben? Wie Wenige dagegen, die ein humanistisches Gymnasium absolviert haben, kommen später nach Frankreich und wie Wenige gar, die den Unterricht eines Realgymnasiums genossen haben, nach Frankreich und England oder Amerika? Wie Wenige kommen also mit der Mühe und Arbeit, die sie als Schüler auf den Erwerb produktiver Sprachfertigkeit verwendet haben, voll auf die Kosten? 4. Das Sprechen wird am Schnellsten wieder verlernt, das Schreiben schon weniger schnell; am Dauerhaftesten ist die einmal erlangte Fertigkeit des Lesens. Degimirt dieser Umstand nicht noch die Zahl der Wenigen, die überhaupt später in die Lage kommen, vom Sprechen und Schreiben Gebrauch zu machen? 5. Jede fremde Sprache soll uns in eine neue Welt einführen. Das Gymnasium verspricht uns eine geistige Bildungsreise nach Rom und Athen, das Realgymnasium eine nach Paris und London. Ist aber jenem durch beständiges Verkopfbüchern und Satzkonstruiren gehemmten Präpariren, das bis in die Oberklassen hinein vorzuherrschen pflegt, wirklich ein solcher Bildungswerth eigen? 6. Gibt es einen anderen Ausweg, als daß man von den allzu vielen Absichten des Schulsprachunterrichtes, die einander Licht und Luft rauben, die unfruchtbareren und aussichtsloseren beseitigt?

Dr. Richard Baerwald.



Amethysta. Ein Versuch zur Lösung der Alkoholfrage. Chr. G. Tienken, Leipzig.

Meine Schrift bezweckt die Bekämpfung des Alkoholismus in unserem Volk. Schön Tacitus' behauptete vom Deutschen, man könne ihn zu Grunde richten, wenn man ihm so viel zu trinken gebe, wie er begehre. Heute bewahrheitet sich dieses Wort immer mehr, seit die Bervollkommnung der Verkehrsmittel und der Fortschritt der Alkoholtechnik das Massentrinken so leicht machen. Zur Durchführung eines glücklichen Lebensganges bedarf es inmitten des überwuchernden Alkoholismus für das einzelne Individuum unbedingt der größten Selbstzucht. Die Mittel zu dieser Selbstzucht will ihm meine Schrift geben und dadurch ihm Leib und Seele erhalten. Ferner versucht meine Schrift, unser Volk im Ganzen durch Eindämmung des Alkoholismus auf eine höhere Stufe zu heben; sie will den Weg zeigen, den es einzuschlagen hat, um bei sich einen höheren Stand der allgemeinen körperlichen (militärischen) Brauchbarkeit und geistigen Kraft nebst einer wirtschaftlichen Hebung zu erzielen.

Wiesbaden.

Wilhelm Ueberhorst.



Nackte Wahrheit. Dresden und Leipzig, E. Piersons Verlag. 1899.

Versucht Jemand, seinen lieben Mitmenschen in erzählender Form die Wahrheit zu sagen, so wird er kaum vermeiden können, daß sein Werk als Satire angesehen und bezeichnet wird. Solcher Auffassung möchte ich von vorn herein entgegentreten. Schon mein Titel weist darauf hin, daß es sich hier nicht um Phantasiegebilde im Dienst einer Idee handelt und eben so wenig um vereinzelt und merkwürdige Begebenheiten. Die handelnden Personen haben nicht die Prä-

tion, als Typen gelten zu wollen, sie sind Alltags- und Durchschnittsmenschen: Produkte ihrer Verhältnisse, wie man sie überall findet, wenn man sich nur die Mühe giebt, darauf zu achten. Vielleicht sind sie um so mehr beachtenswerth, weil sie Alltagsmenschen sind.

Vieles um uns herum könnte uns zu erstem Nachdenken stimmen, hätte nicht die Gewohnheit des täglichen Anblickes unsere Aufmerksamkeit abgestumpft. Der Automatismus des menschlichen Geistes ist so stark, daß wir selbst Ungeheuerliches wie ein Alltägliches hinnehmen, wenn es nur allmählich und leise sich für uns entwickelt hat. Aus dem selben Grunde, d. h. nur in Folge der geistigen Trägheit, ist es möglich, daß auch die brutale Willkür mit der Zeit von der Gewohnheit sanktionirt und scheinbar Unerträgliches und Widernatürliches ertragen und zur zweiten Natur wird. Ueberall und immer lernen wir die Moral als Ausfluß des thatsächlich Bestehenden kennen. Und mit dieser Wahrheit giebt man sich zufrieden. Ist doch die weit überwiegende Mehrheit der Menschen konservativ, sei es bewußt oder unbewußt. Wie ließen sich sonst die bestehenden Staats- und Verfassungszustände erklären? Wo offenbart sich jener gerühmte stetige Fortschritt, an den die Optimisten glauben? Wohl sah auch ich fortschrittliche Bewegung, leider nur dort nicht, wo sie mir am Wichtigsten und Erfreulichsten wäre. Ein Bischof politisches Kannegießern, noch weniger Philosophie und ein Wenig Kunstgenuß: ist damit, abgesehen vom Beruf, das Geistesleben der sogenannten Gebildeten nicht meist schon erschöpft? Im Allgemeinen dominiert die Fragenfrage von ihrer größten Form bis zu dem Streben nach Bequemlichkeiten, Annehmlichkeiten und Genüssen, die fast immer auch nur dem Körper zu Gute kommen und je nach Charakter und Anspruch verschieden sind.

Nicht mit amüsantem Spott oder satirischen Wipeleien habe ich versucht, zu wirken, sondern durch den Hinweis auf die nackte Wahrheit, die mit ihrer ehernen Moral überall Dem sich enthüllt, der sehen kann und will. Mein Buch will nicht als Satire aufgefaßt sein, sondern als Aeußerung eines ob der unnützen und zwecklosen Ungerechtigkeiten unserer Gesellschaft betrübten Herzens.

Paris.

R. M. Orlov.



Quidborn. Heft 1: Otto Julius Bierbaum — Hans Thoma; Heft 2: Max Kreyer — Franz Starbina; Heft 3: Juliane Döry — Walter Leistikow; Heft 4: August Strindberg — Edoard Munch. Oktober 1898 bis Januar 1899, Deutscher Kunst-Verlag A. G., Berlin.

Die Monatschrift „Quidborn“ bringt in jedem ihrer Hefte einen Dichter und einen Künstler, Jeden in seinem Schaffen, Beide in enger Vereinigung.

Für eine Mark kann sich hier Jeder zwei Menschen kaufen, mit nach Hause nehmen, angucken, lesen, studiren, wie er will, fortstellen und zu jeder Zeit wieder hervorholen: zwei Menschen, von denen der Eine Schriftsteller, Dichter, der Andere Maler, Bildner ist. Von der Schaffenskraft der Natur hat der Dichter den einen Theil, der Bildner den anderen. Hier ist Beides zu doppelter Kraft vereinigt. Die Schriftstellerei spricht und ist blind, die Bildnerei sieht und ist

stamm: hier spricht die Schriftstellerei und die Bildnerei sieht dazu, hier sieht die Bildnerei und die Schriftstellerei spricht dazu.

Das ist der „Quidborn“.

Emil Schering.



Die Bücher Kains vom ewigen Leben. Eine Dichtung. Karl Hendell & Co., Zürich und Leipzig.

Wir leben — leider — in einer Welt, die unter pseudoklassischer Verbrämung ein festes jüdisch-christliches Gerüst verbirgt. Daher sind gewisse große Typen der Menschheit für uns mit den mythologischen Gestalten der Bibel eng verknüpft und ich durfte den „Mörder“ Kain zum Träger meiner Gedanken wählen und in seiner Entwicklung nach dem Brudermorde ein Stück Seelenleben der Menschheit oder doch einzelner Menschen wiederzugeben versuchen.

Was I. Mos. 4, 1—16 berichtet wird, habe ich, dichterisch erweitert, übernommen. Aber kein Wort sagt uns, warum Jahwe das eine Opfer verworfen, das andere angenommen hat. Hier setzt mein Grundgedanke ein, hier schildere ich Kains Charakter, aus dem sich seine ganze spätere Entwicklung einheitlich und notwendig ergibt. Kain ist mir der Mann der eigenen Kraft, der jeden Gottesdienst als Selbsterniedrigung empfindet. Ein halbes, durch Furcht verursachtes Eingehen auf Jahwes Wünsche muß mißlingen; es kommt zum Morde, zum Fluche und damit zum endgiltigen Bruch zwischen Kain und der Welt, in der Gott herrscht. In der Ausgestoßenheit beginnt die wirkliche Befreiung Kains. Die erste Verzweiflung treibt ihn zur Reue, aber er erkennt seine That in dem ganzen Dasein wieder und sein Entsetzen über diese Welt des Übels wird zu einem Fluche über Jahwe, den Schöpfer des Lebens. Seine vergeblichen Bemühungen, die Menschen von der Gottesnechtschaft zu erlösen, lassen ihn Gott als unausrottbare Ausgeburt der menschlichen Ohnmacht erkennen. Er selbst löst sich von Gott, wird seiner Eigenart bewußt und aus seinen Leiden erwächst ihm ein neues Menschheitsideal, dessen Verwirklichung er aber bei seiner tausendjährigen Wanderung vergeblich sucht. Doch verheißt ihm seine Hoffnung, daß einst das Leben auf Erden zu ewiger, schaffender Selbstherrlichkeit gelangen werde.

Da der Stoff der Bibel entlehnt ist, habe ich mich berechtigt gefühlt, die Sprache und Sprachform des Alten Testaments zu benutzen.

Eduard von Mayer.



Die schönste Stadt der Welt.

Momentbilder.

Schwenk deinen Blick in meinen Buchkasten, lieber Leser. Es kostet nichts. Was siehst Du?

Ein breiter Strom wälzt seine grauen Wasser durch ein Bett von Quadersteinen. Hoch oben, über die Bogen der weißen Sandsteinbrücke, zieht

die dunkle Karawane der Menschen und Wagen; auf weiter Terrasse reißt sich Palast an Palast. Wie eine Degenspitze schneidet der Obelisk in die silberne Luft und fern, im Nebel, erscheint ein stolz gezackter Bau mit ragenden Thürmen. Das ist London.

Ein neues Bild!

Der fürstliche Hof des Louvreschlosses ist von blendendem Sonnenschein erfüllt. Eine Stadt von Arkaden und mit Kuppeln gekrönten Pavillonen umgibt Dich. Im tiefsten Grün der Kastanien blinken weiße Marmorgruppen. Und zwischen den massigen Wipfeln ein breiter Ausblick: der riesige Konkordienplatz zeigt sich mit seinen Kandelabern und weißen Fontainen. Dahinter aber, durch die Baumreihen der elysäischen Felder, wird Dein Auge zu den Höhen des fernen Triumphbogens emporgetragen. Das ist Paris.

Weiter! Es ist Nacht. Um Dich herum brandet die See. Ein ehernes Riesenbild steigt aus dem schwarzen Wasser, so hoch, daß die Masten der Segelschiffe kaum die Kniee der Freiheitgöttin berühren, die mit ausgestreckten Armen die Fackel emporhält. Noch erkennst Du die feinen Linien der Hängebrücke, die den östlichen Meeresarm überspannt. Und vor Dir, von sprühenden Lichterketten durchzogen, erhebt sich der gigantische Schatten der Riesenstadt mit ihren himmelhohen Häusern und Thürmen. Das ist New-York.

Wie gern möchte ich, freundlichster Leser, Dir ein Bild von Berlin geben, meiner Vaterstadt, die ich mehr liebe als alle Großstädte der Welt zusammen. Aber ich wage es nicht. Der Lustgarten hat durch den Dombau im Weltausstellungstil seinen Charakter verloren. Auf dem Pariser Platz ist der Palast des schwarzen Diamantenkönigs eben erst zur Noth fertig geworden und die Reitende Artilleriefaserne ist, so viel ich weiß, abgerissen. Es ist besser, Du gehst hin und kaufst Dir Ansichtpostkarten.

* * *

Anerkennung.

Daß Berlin der Parvenu der Großstädte und die Großstadt der Parvenus ist, dessen brauchen wir uns nicht zu schämen, denn Parvenu heißt auf deutsch: self made man. Natürlich haben wir keine Tischzeit und keinen Corso, kein Villenviertel und keine City. Kommst Du am Sonntag nachmittags in die Geschäftsviertel von London und New-York, so ergreift Dich der Schauer einer ausgestorbenen Stadt: straßenweit kein Mensch zu blicken und die Hauskassen laufen über den Fahrweg. In Berlin wohnt man in der Jerusalemerstraße und macht Geschäfte auf dem Kurfürstendam. Equipagen rollen, wenn die Börse gut steht, und die ältesten Paläste reichen nicht weiter zurück als bis in die Gründerzeit. Genau genommen, ist die

Großstadt Berlin gar nicht vorhanden. Was uns den Namen giebt, ist die Fabrikstadt, die im Westen Niemand kennt und die vielleicht die größte der Welt ist. Nach Norden, Süden und Osten streckt die Arbeiterstadt ihre schwarzen Polypenarme; sie umklammert das schwächige Westviertel mit Eisenfehhnen, und wer weiß, was dereinst Nein, davon will ich heute nicht sprechen.

Was die Berliner betrifft, so weiß ich nicht genau, ob es keine mehr oder noch keine giebt. Nicht die Fruchtbarkeit des Bodens allein hat die Einwohnerzahl in drei Menschenaltern verzehnfacht. Ich glaube, die meisten Berliner sind aus Posen und die übrigen aus Breslau. Das Alles hindert nicht, daß die Stadt Anerkennung findet. Der Engländer schätzt unsere breiten, freundlichen Straßen mit den sauber getünchten Häusern; dem Franzosen gefallen die bunten Ketten der Trambahnwagen und die reisigen Schutzleute; der Russe liebt die anmuthigen Gemüsegärtlein, in die wir alle öffentlichen Plätze zu gestalten wissen. Ein Mann aus Chicago nahm eine Probe unseres Straßenpflasters mit und erklärte Berlin für einen reizenden Sommeraufenthalt. Und ein großer amerikanischer Erfinder sagte: „I didn't stop at Cologne, for I don't care for old things“ und fügte hinzu, wir seien im Begriff, Philadelphia zu überflügeln.

Wir sind Menschen, also Lobeserhebungen nicht unzugänglich. Darum weitet sich unser Herz und unsere Kehlen stimmen in den Kehreim ein, der von der Stätte der edelsten Kunst zu uns herniederklingt:

„Berlin wird doch noch ein—mal
Die schönste Stadt der Welt.“

Wir sehen im Geiste Paris entvölkert und London verarmt; die Willionen der Welt ergießen sich in den geöffneten Schoß Berlins; unter den Schalmeyenklangen des Völkerr Friedens ziehen die Rabobs und Silberfürsten die Linden entlang und die Sonne des Erdkreises strahlt über Parvenupolis.

Ehemals.

Nicht immer wehten die Standarten unserer Zukunft so siegesfreudig. Es gab eine Zeit, da reichte die Stadt bis zum Pariser Platz und vor den Thoren versteckten sich weiße Landhäuser mit hohen Ziegelhauben unter blühendem Fliedergebüsch. Alle Droschken waren zweiter, das Pflaster war dritter Klasse und auf den Straßen standen hölzerne Pumpen und Schilderhäuser. An der Stelle der Bierkirchen und Würstelpaläste gab es Konditoreien von Strehli und Spatgnapani; dort lasen die Bürger ihre politischen Blätter und stritten, ob der göttlichen Sonntag oder der himmlischen Crelinger der Vorrang gebühre. Die Schulzes und Krauses, die heute mit ihren Frauen zum Rennen fahren, um auf „Blumensee“, „Stockbroker“ oder „Verbrechersohn“ zu setzen, sie lagen in ihren Fenstern auf geblühten Kissen oder saßen auf Strohhühlen

vor der Hausthür und diskutierten, ob demnächst ein Prinz oder eine Prinzessin zu erwarten sei. Anmuthige Poppsilbäuser aus der Zeit Meister Gontards, nicht höher als zwei Stockwerke, säumten die breiten Straßen und auf dem Bürgersteig schritten Damen mit farbigen Shawls und Federhüten und nachdenkliche Herren, die aus Büchern mit marmorirten Deckeln und grünem Schnitt die Nahrung ihres Geistes fogen.

Damals hatte Berlin einen Charakter: den der bescheidenen Residenz eines schöngeistigen Hofes, einer Heimstätte akademischer Kultur. Inmitten der niederen Wohnhäuser, die in Ehrfurcht vor den königlichen und prinzlichen Palais erstarrten, ließen klassische Bauwerke ihre vornehme, schön gemessene Sprache vernehmen, die heute im Tamtam der Gipsorgien und der Studtrompeten verhallt. Was einst der Stolz und die Schönheit der Stadt war, Das ist heute erdrückt, veraltet, deplacirt. Es ist, wie wenn eine kleine Beamtenfamilie das große Loos gewinnt und „sich neu einrichtet“: da wandern die soliden Mahagonimöbel zum Tröddler, weil sie zu Madames goldenen Rococoengelschen nicht mehr passen wollen. Berlin ist nicht gewachsen, es ist verwandelt. Schinkel und Wertheim, Schlüter und Begas vertragen sich einfach nicht. Das königlich preussische findet im kaiserlichen Reichsberlin keinen Platz mehr. Spreethen ist tot und Spreechicago wächst heran.

Heute.

„Berlin wird doch noch ein — mal,
Die schönste Stadt der Welt . . .“

Ohne dem Vermaß und der lockenden Melodie Gewalt anzuthun, konnte der Dichter die zuverlässigere Version wählen:

„Berlin ist doch nun einmal“ u. s. w.

Daß er der Zukunft den Vorzug einräumte, — giebt Das nicht dem Philologen und Literaturforscher zu denken?

Eine Stadt kann schön sein ohne durchweg schöne Bauten, ja selbst ohne eine eigentlich schöne Bauart. Berlin macht von diesem Vorrecht Gebrauch. Gut gebaut wurde hier unter dem Alten Fritzten und später im Zeitalter Schinkels, der ein größerer Meister war, als wir heute zugeben. Seine Nachfolger, bescheiden und geschmackkundig, wußten den Verfall hinauszuschieben, so lange sie sich auf die Schultern des Ahnherrn stützten. Zum letzten Male haben sie beim Bau des Kunstgewerbemuseums, das eine geistvolle Paraphrase der Bauakademie darstellt, Erhebliches zu Wege gebracht. In den Jahren der letzten großen Kriege wies der herrschende Geschmack, den Zeitverhältnissen angemessen, auf das alte Rom zurück. Antike Säulenordnungen mit Rundbogen und Adlerornamenten fanden Geltung und Bahn-

hofsvorhallen drapirten sich als römische Thermen. Eine Katastrophe erlebten wir erst, als die Nachahmung deutscher Spätrenaissancekunst über uns hereinbrach. In Bayern hatten Pilotyschüler aus Dachspeichern und Bauernhäusern geschluppte Schränke ans Licht gezogen und in ihren Ateliers aufgestellt; und ein geistvoller Meister mit Namen Gedon setzte es sich in den Kopf, dem Grafen Schack ein Haus in der neuentdeckten Stilart zu erbauen. Den Männern schien der witzige Versuch unterhaltsam; in Berlin aber begab man sich mit dem geschäftigen Ernst des Unternehmers an die Exploitation im Großen. Kaum hatte man in der Leipziger Straße mit starrer Bewunderung die ersten Renaissancemonstrositäten aus der Erde wachsen sehen, da ward auch schon die ganze Stadt vom neuen Geist befallen. Ueberall klopfte man die harmlosen Reliefmedaillons und Blumenornamentchen von den Fassaden und klebte bauchige Pilaster, gebrochene Giebel, Löwenköpfe und Cartouchen zwischen die öden Fensterreihen. Schnell schlug die Renaissance dann auch nach innen — es war die Zeit des neuerstandenen Kunstgewerbes — und alsbald langte und bangte jede berliner Hausfrau und Mutter nach einem Erker mit Büchenschreiben, einem Spinnrad und einem Pannelsofa.

Dann kam der Schlüterstil und die Schilderhebung des Barock, denn schließlich konnten münchener Anregungen einheimische Motive und Lokalcolorit nicht ersetzen. Nachdem dann auch Rococo und Klassizismus abgethan waren, erkannte man, daß für ein richtiges Thiergartenhaus nur eine geläuterte Gothik den wahren Geistesausdruck der Bewohner vermitteln könne, und zugleich ward dem gesteigerten Bedürfnis nach Kirchenbauten mit einer Auffrischung des romanischen Sakralstils Rechnung getragen. Für die Zukunft läßt sich durch Subtraktion ermitteln, daß Empire und Biebermaierzeit uns aufgespart sind, während der byzantinische Stil voraussichtlich das Monopol anderer Gebiete bleiben wird.

Man fühlt sich wie im Fiebertraum, wenn man eine der großen Hauptstraßen des Westens zu durchheilen gezwungen ist. Hier ein assyrischer Tempelbau, daneben ein Patrizierhaus aus Nürnberg, weiter ein Stück Versailles, dann Reminiscenzen vom Broadway, von Italien, von Egypten, — entsefliche Frühgeburten polytechnischer Bierphantasien. Tausend mißverstandene Formen quellen aus den Mauern dieser kleinbürgerlichen Behausungen. In Rudeln, Kringeln, Zöpfen und Locken bläht und ballt sich die erlichene Herrlichkeit aus Gips, Stuck, Kunstwörter und Cement. Und was birgt sich hinter diesem kunsthistorischen Fassadenbabel mit allen seinen Erkern, Thürmen, Säulenstellungen, Balkonen und Giebeln? Ist's eine Weltmesse in der Art von Nishnij-Nowgorod, die aus allen Himmelsstrichen die sagenhaftesten Stämme und die fremdartigsten Ansprüche zusammenströmen läßt? Ach, lieber Gott, nein: Das ist es nicht. Hier wohnen ein

paar hundert Kanzleibeamte, Ladenbesitzer und Agenten; Einer von ihnen hat die selben Gewohnheiten, Ansprüche und Einkünfte wie der Andere, — und natürlich auch die selbe Wohnung: elf Fuß hoch, Berliner Zimmer und zwei Vorderstuben, Majolikaföfen und Goldtapete, dünne Türen mit schlechten Schließern und Parquetfußböden mit klaffenden Fugen. Dafür ratrappirt man sich an der märchenhaften Fassade. Alles „fürs Auge“.

* * *

Stadt- und Straßenbild.

Ich will auf die Mängel unserer Architektur, insbesondere der öffentlichen, hier nicht eingehen. Daß wir den Sinn für Proportion und den Sinn für Ornamentik verloren haben, ist bedauerlich und erklärt sich vielleicht daraus, daß nur noch auf dem Zeichenbrett gebaut wird, wo jedes Bild sich auf die selbe Größe reduziert und alle Ausschmückungen, um dem Auge des Bauherrn deutlich zu werden, einen bestimmten Umfang erfordern. Auch sei nur im Vorübergehen erwähnt, daß keins unserer Bauwerke in dem Boden der Welt Wurzeln geschlagen hat. Es sind Topfpflanzen, wie die „zugezogene“ Einwohnerschaft, ohne klimatische Ansprüche und ohne Wechselwirkung mit der Umgebung. Die Reichshauptstadt würde sich, da sie nicht international, sondern nationlos geartet ist, an die Rewa oder an die Donau versetzt, eben so heimisch oder unheimisch fühlen wie an der Spree. Eine nationale Baukunst wird uns nicht erlösen, so lange diese freieste aller Künste auf technischen Schulen gelehrt wird, so lange Kommissionen ihre Aufgaben prüfen und so lange der offizielle Kurialstil aller öffentlichen Bauten die erlernten Floskeln einer fremden Kunstsprache sammelt. Der Baumeister braucht einen Künstler als Lehrer, einen Watcenas als Bauherrn und eine eigenständige Nationalität als Baugrund. Sonst ist alle Baukunst nichts als polytechnisches Handwerk.

Doch, wie gesagt: eine Stadt bedarf nicht nothwendig schöner Bauten. Wenn sie aber obendrein ohne landschaftliche Schönheit, ohne befreienden Meeresausblick, ohne breitströmenden Flußlauf, ja selbst ohne malerischen Reiz des Himmels und der Atmosphäre ihr Leben fristen muß, so entsteht ihr die Pflicht, sich ein bedeutendes und groß angelegtes Straßenbild zu schaffen. Der Ausdruck „Straßenbild“ befriedigt mich nicht; lieber sagte ich noch „Straßenlandschaft“ oder „Stadtbild“; denn Das, worauf es ankommt, ist das eigentlich landschaftliche Gesamtbild, das durch Anordnung und Gestaltung der Massen in der selben Weise erzeugt wird, wie die natürliche Landschaft aus der Gruppierung der Gebirgsmassen und Vegetationen hervorgeht. Wer einmal Trafalgar Square oder den Konfordienplatz, Piccadilly oder die Piazza della Signoria betreten hat, Der mag ermeßsen, welchen ergreifenden

Eindruck städtische Szenerie rein als Gesamtbild, nicht als Wirkung einzelner Werke, zu erzeugen berufen ist. Zu sagen, daß Berlin solcher Effekte völlig baar sei, wäre wohl hart geurtheilt. Von der Kunstakademie bis zum Museum zieht sich eine stolze Reihe schöner Bauten; aber ihr grenadiermäßiger Aufmarsch, ihre breiten, kastenähnlichen Formen, die coulissenartig uninteressante Vertheilung der Raumflächen mindert die Wirkung, die nächstens durch die überlaute Phrasologie der Domarchitektur gänzlich aufgehoben sein wird. Das kindliche Behagen an symmetrisch geordneten Formen beherrscht unseren militärfrommen Geschmack so sehr, daß jedes Gesamtbild sich in uninteressant harmonische Reihen mit Mittelstück und Pendants auflöst und schließlich immer wieder etwas Hehnliches entsteht wie eine Kammingarnitur.

Hygiene und Bequemlichkeit sind die Grundsätze, unter deren Kontrolle Berlin sich entwickelt. Gewiß sind sie lobenswerth; aber für den Bau von Rom hätten sie nicht ausgereicht. Ihnen verdanken wir gutes Pflaster, breite Straßen und niedrige Häuser, — und vor Allem diese Häuser behaften die aufstrebende Weltstadt mit einem gewissen ländlichen Ridicule. Es mag gesünder sein, in der Mainzer Landstraße in Frankfurt zu wohnen als in der Via *νενουα* in Venedig; aber äußerlich erscheint diese als ein *Βίος* fürstlicher Vornehmheit, jene als Ausdruck bourgeoisen Banausenthumes, — obwohl ihre Börsen-Fixsterne den Glanz der Häuser Doria und Fiesco längst überstrahlen.

Die Kunst, großartige Straßenzüge zu schaffen, gehört Paris. Eine Eigenthümlichkeit der alten, planlos angewachsenen Stadt wirkt hier günstig, die mit der strammen Ausrichtung unserer Häuserbataillone kontrastirt: die Straßen schneiden sich meist in spitzen und stumpfen Winkeln, selten rechtw. Daher die zahlreichen sternförmigen Kreuzungen, die dem Auge nach allen Richtungen der Windrose gleichartig einen tiefen Blick in das steinerne Labyrinth öffnen und den überwältigenden Eindruck einer fast unermesslichen Ausdehnung gewähren. Der Blick durchheilt diese ungeheuren Steinschlachten voll Erstaunen über die Einfachheit und Harmonie des architektonischen Bildes. Die gleichmäßige Höhe der Bauten steht zu der Breite der Straße in glücklichem Verhältnis. Die hohen, leicht zurückweichenden Mansardendächer geben in ihrer grauen Färbung einen ruhigen Abschluß gegen die heiteren Töne der Luft. Die horizontalen Hauptlinien, verjüngt durch schmiedeiserne Balkongitter, sind in fortlaufender Länge beibehalten, so daß die Massen der Carrés zu einem einheitlichen Ganzen zusammengefaßt erscheinen. Die französischen Architektenschulen, deren Geheimniß es ist, den Charakter eines Bauwerkes allein durch die Ordnung der wagrechten und senkrechten Linien so plastisch zu verkörpern, daß allem Ornament nur noch die Bestimmung bleibt, die letzte, feinste Nuance auszudrücken, diese Schulen, die sich ihrer Kontinuität und Tradition nicht schämen, haben das Problem der bürgerlichen und zu-

gleich großstädtischen Fassade sehr glücklich gelöst. Parterre und Zwischengeschoss, in Form und Färbung zusammengefaßt, dienen dem geschäftlichen Leben. Hier finden Schaufenster, Reklameschilder, Anzeigen, — kurz, Alles, was das Straßentreiben angeht, ihren Platz. Auf dieser mannichfachen, im Gesamteindruck dunkler wirkenden Grundlage erheben sich, von einer Pilasterordnung gehalten, die beiden Hauptgeschosse. Darüber, als Bekrönung, das dritte, reicher gestaltete Stockwerk; und endlich die Welt der Mansarden, die Wolkenstadt der Poeten und Modistinnen, die Region der beschränkten Mittel und des freien Ausblicks.

Die ganze Straßenarchitektur beherrscht der Gedanke, daß, ungeachtet aller Eigenthums- und Grundbuchsrechte, jedes Häuserviertel eine Gruppe und jede Straße ein Ganzes bildet; sehr im Gegensatz zu unserer Auffassung, die es Hinz zur Pflicht macht, seine sechs Fensterbreiten romanisch zu empfinden, weil Nachbar Kunz die seinen gothisch umrahmt hat, und die den Architekten zwingt, in das Stückchen Mauerwerk, das ihm als „Fassade“ zu bearbeiten obliegt, seine ganze Seele zu legen. Es ist ungefähr, wie wenn ein Zahnkünstler ein prächtiges Gebiß anfertigt und sich rühmt, er habe jedem einzelnen Zahn besonderen Charakter, Ausdruck und Farbenton geliehen.

* * *

City.

Gesundheitspflege und Schönheit lassen sich nicht vermählen. Das Schöne ist selten heilsam und das Heilsame oft widerwärtig. Aphrodite trägt keine jügersche Normalkleidung. Ist es aber wahr, daß Städte nur dann bewohnbar bleiben, wenn sie dem Kodex der Bauordnungen entsprechen, und hemmen diese Gesezsammlungen die Schönheit und Zweckmäßigkeit einer Großstadt, so bleibt nur der Ausweg, Städte zu bauen, die nicht bewohnbar sind. Es entsteht dann das Gebilde, das man in England City nennt.

Wer es liebt, in seinem Schlafzimmer zu rauchen, in seinem Arbeitszimmer zu speisen und in seinen Pantoffeln zu spaziren, Dem wird es Vergnügen machen, mit Weib und Kind in seinem oder anderer Leute Geschäftshause zu wohnen. Du, lieber Leser — ich will es annehmen — hast hierzu keine Neigung. Du hast, wenn Du erwachst, gern ein Fleckchen Grün vor Deinem Fenster, Du liebst einen Morgen Spaziergang und bist gewöhnt, nach der Arbeit Dir die Hände zu waschen, ehe Du Dich an den Tisch setzt. Wenn Du von Friedenau morgens in Dein Geschäft kommst, so ist es Dir dagegen sehr gleichgiltig, ob das Haus, in dem Du arbeitest, vier Stock hoch ist oder achtzehn (denke Dir, in diesem Falle gäbe es einen Aufzug!), ob der Hof ein Drittel der bebauten Fläche einnimmt oder weniger — und was sonst noch derartige Lehrsätze sind. Je dichter die Tagesbevölkerung

der City ist, desto leichter finden sich die Menschen, die an die Kette gemeinsamer Geschäftsthätigkeit geschmiedet sind; je höher und gedrängter hier die Geschäftshäuser sich thürmen, desto freier und lustiger können draußen die Wohnhäuser sich ausdehnen. Jede aufgesetzte Etage öffnet in den Gegenden bürgerlicher Behausung den Platz für ein kleines Gärtchen und ein paar grüne Bäume.

Arbeit, wird mir häufig gesagt, ist ein Vergnügen; dieses Vergnügen mehr intensiv als extensiv zu genießen, hätte uns eine City zu lehren.

Ich denke mir in der Gegend zwischen Alexanderplatz und Potsdamerplatz jede Baubeschränkung aufgehoben. Hier entstehen mächtige Bautenreihen, aus Glas, Stein und Eisen, so hoch, wie das Bedürfniß es verlangt und der Baugrund es zuläßt. Längs der Hauptwege des Verkehrs ziehen sich die Straßengeschäfte und Läden, in den Nebenstraßen hausen die Großhändler und Gewerbetreibenden. Nach Art der alten italienischen Handelsstädte finden sich die gleichen Gewerbe in gemeinsamen Vierteln zusammen, wie schon die Bankanstalten und die Arbeitshäuser der Konfektion es heutzutage pflügen. Familienwohnungen werden in dieser nur am Tage belebten Arbeitsstadt nicht geduldet, denn sie dient nichts Anderem als der Kasernirung des Erwerbes. In dieser Beschränkung aber gestaltet sie sich zu einem lebendigen Denkmal menschlichen Fleißes und großstädtischer Energie. Den Bedürfnissen des Wohnens, des Lebens und Athmens zu dienen, sind die äußeren Zonen bestimmt. Hier sind Miethhäuser, Villen, Gärten, wissenschaftliche und künstlerische Institutionen unter gesündere Lebensbedingungen gestellt; wieder erwacht die Hoffnung, junge Generationen ohne den Keim körperlicher und geistiger Großstadtvergiftung heranwachsen zu sehen, und die fortschreitende Expatriirung nach immer entfernteren Vorortstädten, diese neuere *secessio plebis in montem sacrum*, wird gehemmt.

* * *

Perspektiven.

Ich weiß, daß angesichts so mancher psychologischer und Besitzes Fragen es verfrüht erscheinen muß, so ausschweifende Projekte zu schildern. Immerhin wage ich es, einen Schritt weiter zu gehen und zu behaupten: selbst mit dem Bau einer City haben wir noch längst nicht einen unserer gern ausgesprochenen Bedeutung würdigen Schauplatz geschaffen; das Wichtigste fehlt noch. Verstand ich Sie recht, mein Fräulein, nannten Sie: „Statuen und Denkmäler?“ Nein, um Gottes willen, nur Das nicht! Denkmäler sind die Juwelen der Städte: sie müssen echt, gut gefaßt und vereinzelt sein. Wir haben leider zu viele böhmische Steine in Talmisfassung. Ich will die billige Gelegenheit nicht ausnützen, um die vier toten Löwen des neuen Kaiserdenkmals zu insultiren. Eine Randbemerkung über neuartige

Bildungen des Monumentalstils kann ich jedoch nicht unterdrücken. In den Wärmehallen unserer Konkurrenzausschreibungen — Kunstwerke sollten nie anders als meistbietend oder mindestfordernd vergeben werden — finden sich Entwürfe in einer merkwürdigen redenhafte Stilart. Es wird auf ein gewisses frühgermanisches, wassentruziges Feudalthum hingearbeitet. Riesenhafte Quadermassen als Unterbau markiren die Festigkeit des Bestehenden. Verzicht auf Umrißwirkung und klogige Linienführung bedeuten germanische Gradheit und Wiederkeit. Runenschrift und Mauerruinen geben das Lokalkolorit und romanische Kapitäle mit dicken Säulchen erinnern an kirchliche Motive. Hoch auf der Plattform steht der Riese mit gespreizten Beinen und gepanzerten Waden, die Hand am Schwertknäuf. Mit vorgestrecktem Kinn und hochgezogenen Brauen blickt er herausfordernd und verächtlich herab auf das verhasste Civil und die noch verhasstere Civilisation. Die Herren Verfasser, die ihre Kenntniß der Frühzeit aus Wagnerdekorationen schöpfen und die uns die Vergangenheit vom Standpunkte der Brutalität menschlich zu nähern gedenken, verkennen, daß das Mittelalter in seinen Kunstäußerungen tief, bescheiden, gläubig und naiv war und daß es in Deutschland nie einen überragenden Geist gab, der nicht zugleich human war. Pomphefte Deklamationen sind nicht deutsch, auch dann nicht, wenn sie über Wiederkeit deklamiren . . . Wir haben in Kunstevolutionen schon manches Betrüßsame erlebt. Vor dieser Richtung aber, lieber Gott, bewahre uns in Gnaden. Wenn Du Mitleid hast mit dem letzten Rest unseres ästhetischen Verständnisses: laß die Herren Monumentalkonstrukteure zu Bezirks- und Kriegervereinsvorständen avanciren, denn sie haben die tiefe Ueberzeugung und das Bedürfniß, sich vernehmlich zu machen, und enthebe sie der lästigen und wenig standesgemäßen Aufgabe, uns eine neue Kunstepoche schaffen zu müssen.

Rein: nicht um Aufbauen handelt es sich. Niederreißen und zerflören, frei legen und Raum schaffen: Das ist das Wichtigste. Aber auch das Schwierigste. Denn wer da baut — was es auch sei: Paläste, Thürme, Brunnen, Denkmäler —, Der häuft seine Mühen, Aufwendungen und Verantwortlichkeiten auf ein sichtbares Objekt, das gleichsam als Hypothekenspfand für alle diese Leistungen haßbar bleibt. Das Niederreißen schafft nichts als kahle Lücken, lediglich idelle Werthe. Der König, der einen halben Wald niederlegt, um von seiner Terasse meilenweit ins Land zu blicken, oder, um moderner zu sein: der Bankier, der eine Villa entfernt, um sich einen Tennisplatz zu schaffen, handelt ideller als der Naccen, der eine Wohnung mit Bibelots, einen Park mit Tempelchen, eine Stadt mit Kunstidentmälern vollstopft, in der Meinung, daß gehäuften Schönheiten zur Schönheit führen. Ich will von vorn herein zu bemerken nicht verfehlen, daß ich des total Ungeschäftlichen meiner Ausführungen mir klar bewußt bin. Denn eine städtische Bes-

hörde müßte nicht im Kern aus kaufmännisch gefinnten Männern und und Hausvätern bestehen, sollte es ihr nicht zehnmal leichter fallen, für eine Brücke die sonderbarlichsten Auszierungen zu bewilligen, als ein einziges Gebäude von seinem Platz zu rücken, um Licht und Luft zu schaffen. Dieses aber fehlt uns: Luft, freier Ausblick, Perspektive. Solche Wirkungen lassen sich in Spandau, Magdeburg oder Frankfurt an der Oder nicht studiren; dazu müßte man nach dem Sündenbabel Paris oder nach der Verbrecherstadt London gehen, wo die Völker sich in Zungen unterhalten. Daß solches Deplacement uns nicht leicht wird, beweist unser Erstaunen über das unerwartete Aussehen der fertigen Hochbahn: wir kannten sie vorher aus den sauberen Aufrißzeichnungen der Projekturmappen; aber Niemand konnte uns über das Bild in natura berichten, da es nur in der ungeheuren Distanz der Stadt New-York, so jenseits des großen Wassers liegt, zu studiren gewesen wäre.

* * *

Wer aus dem Gewühl und Lärm der volkreichsten Gassen heraustrat und auf der Höhe des Thames Embankment oder an den Ufern des Seinestromes Athem schöpfte und die ermüdeten Augen in weiten Fernsichten Ruhe finden ließ, Dem wird es in unseren Straßen eng und bekloffen zu Muth. Straßen, nichts als Straßen; aus Lärm, Geräusch und Getümmel nirgends weder Ausweg noch Ausblick. Wer kann sich rühmen, er habe in Berlin die Sonne untergehen oder ein Wetter herausziehen sehen? Wir kennen den Himmel über unserem Kopf, das Pflaster unter unseren Füßen, — der Rest ist durch Mauern versperrt und verriegelt. Wohl giebt es etliche Märkte und Plätze, aber man wird ihrer befreienden Wirkung nicht froh. Die Aerzte erzählen, daß es Leute giebt, die von Angst und Schwindel befallen werden, sobald sie gezwungen sind, über eine ausgedehnte freie Fläche zu schreiten, und nennen diese Krankheit oder Schwäche „Platzangst“. Diese armen Patienten müssen sich bei uns wohl fühlen, denn hier beecit man sich, jeden freien Quadratmeter Bodenfläche mit Gras, Kräutern, Strauchwerk und Knieholz zu bepflanzen. Es ist die krankhafte Neigung des nördlichen Großstädters für „was Grünes“, die ihn veranlaßt, drei dürre Kiefern mit Frühlingspapier als Wald und einen Asphalthof mit zwei Meandertöpfen als Garten hinzunehmen. Gewiß wäre es erfreulich, wenn wir außer dem Thiergarten inmitten der Stadt ein paar schöne Stadtgärten halten könnten; über den Mangel werden uns aber die als Dorfkirchhof verkleideten öffentlichen Plätze, wo zwischen zwei Droschkenhaltestellen etliche Fliedersträucher stehen, nicht hinwegtäuschen. Der Königsplatz könnte ein herrliches und wahrhaft monumentales Rondell abgeben, wäre er nicht labyrinthartig mit Baumreihen und Gartenanlagen so bewuchert, daß selbst das Reichstagsgebäude wie ein Dornröschenschloß dem Blick sich entzieht.

Kaiser Nero muß mit seiner Leidenschaft für pyrotechnische Künste die Vorliebe für freie Aussicht und architektonische Verkürzung verbunden haben, die ich uns Allen wünschen möchte. Es ist nicht so unverständlich, wie die alten Historiker es hinstellen möchten, daß er, von dem Gewinzel in der Nachbarschaft des kaiserlichen Palatin degoutirt, einst eine heitere Nacht wählte, um sich ein Feuerwerk ohne Gleichen und der Stadt Rom die letzte Freiheit zu verschaffen, die sie zu tragen vermochte: die Freiheit der Aussicht. Das Strafgesetz verbietet uns heute diesen vereinfachten Weg; aber in der harmlosen Verdünnung unserer gemilderten Sitten dürfte ein Tropfen neronischen Blutes willkommen sein.

Wenn ich Bürgermeister von Berlin wäre mit unbeschränkter Nachvollkommenheit — und schriebe ich nicht Artikel für die „Zukunft“, so möchte ich wohl Bürgermeister sein —, dann singe ich ein Regiment an, daran der alte Römerfürst seine Freude haben sollte. Sofort beriefe ich meinen Senat. „Hütet Euch, Versammelte Väter“, so redete ich, „vor politischen Parteiungen. Wohl weiß ich, daß übel denkende Bürger Eure Kurie zu einem Kampfplatz der Parteien, zu einem Parlament der Refusirten erniedrigen wollen. Es entgeht mir nicht, daß etwelche ehrgeizige Negotianten nichts lieber hätten, als ihre des Landtags nicht fähigen Söhne und Schwieger söhne auf Eure geheiligten Sitze sich drängen zu sehen, um Zwiespalt und Unfrieden zu stiften oder, wie sie selbst es nennen, zu neuen ‚Gesichtspunkten‘ sich durchzuringen. Ich aber habe die Ueberzeugung, daß Ihr unbehelligt von allen außen Stehenden und Mißvergünstigten die höchsten Aufgaben Eures Amtes erfüllen werdet. Aus der großen Stadt werdet Ihr die Großstadt, aus der neuen Stadt der reichen Welt die Weltstadt des neuen Reiches schaffen. Darum, Versammelte Väter, bewilligt mir einen Kredit von einer Milliarde, dazu das unbarmherzige Recht der Expropriation, — und seid gewiß, daß Euer Geld besser angelegt sein wird als in Pfandbriefen und Konsols. Denn die Völker von Morgen und von Abend werden sich bei Euch zu Gast laden und Haufen von Gold und Edelsteinen vor Euch ausschütten; und die Enkel werden Euer Andenken eben so dankbar segnen, als ob Ihr Ihnen zehntausend Suppenanstalten hinterlassen hättet.“

Und alsbald beginnt das Werk planmäßiger Zerstörung. Der Gendarmenmarkt wird auf der einen Seite bis zur Leipziger Straße, auf der anderen Seite über die Linden und das Terrain der niedergelegten Kunstakademie bis zur Spree verlängert. Diese neue und kolossale Via Triumphalis übernimmt den Verkehr der Friedrichstraße, denn sie ist durch einen breiten Straßenzug mit dem Dranienburger Thor verbunden. In ihrer Mitte, rechts und links von den Linden, erheben sich die künftigen Kaisermonumente, nach der Spree hin bildet die Fassade des neuen großen Opernhauses den

Abſchluß. Der Leipziger wird mit dem Potsdamer Platz vereinigt. Die Front der Foſty-Ecke wird zu einer monumentalen Kaſtade in der Art der Fontana Trevi geſtaltet. An der Stelle des Potsdamer Bahnhofes führt ein Südboulevard hinab nach dem Feldherrnring und weiter nach dem neuen Centralbahnhof. Das jetzige Bahnterrain, das der Fiſkus mit freundlichem Lächeln abtritt, bildet das elegantſte Stadtviertel von Berlin.

Ein Weſtboulevard, breiter als die Linden, führt von der Potsdamerbrücke geraden Weges bis an die Gedächtniskirche. Von dort, mitten durch den Zoologiſchen Garten, eine vierfache Parkallee zum Großen Stern. So entſteht mit Inziehung der Charlottenburger Chausſee und der Siegesallee, die ebenfalls auf die Potsdamer Brücke mündet, ein Ringforſo, wie ihn keine Weltſtadt beſitzt.

Der Königsplatz wird freigelegt; die Siegesſäule wird mit verlängertem Schaft und vereinfachtem Unterbau auf die Mitte des Alfenplatzes zurückgeſchoben. Die Stelle von Kroll nimmt ein neues Akademiegebäude ein; im Mittelpunkt des Platzes, der bis zur Charlottenburger Chausſee reicht, erhebt ſich das Denkmal der Heroen des neuen Reiches. Den Abſchluß bilden in rieſigem Bogen zwei Kolonnadenzüge, die an der Einmündung der Siegesallee ſich in einem Triumphbogen vereinigen . . .

* * *

... Verzeihe mir, lieber Leſer: Alles iſt nur Scherz. Ich wollte kein Preisauſchreiben über die Verſchönerung Berlins mit „ſachgemäßen Vorſchlägen“ beantworten. Wir hatten uns darüber unterhalten, wie man Weltſtadt wird, — und ich meinte nur, daß Dieß mit Trottoirverbreiterungen und Uraniaſäulen nicht gethan iſt.

Sei unbeforgt! Ich will nicht Bürgermeiſter werden und unfere ſtädtiſchen Machthaber ſind bekanntlich keineswegs unbefchränkt, ſind ſogar ſehr beſchränkt. Auch laſſen die Körperschaften ſich keinerlei Vorſchriften machen und Milliarden ſind leichter gefordert als bewilligt. Nein, es wird weder Kaſtaden noch Triumphſtraßen geben; und draußen, vor dem Brandenburger Thor, wird ſich eben ſo wenig ändern, wie ſich ſeit fünf und zwanzig Jahren geändert hat. Ich glaube, ſelbſt der blinde Leiermann ſteht noch dort, dem ich als Kind manches runde Dreierſtück in die Blechbüchſe ſtecken durfte, wenn meine Großmutter mich vor das Brandenburger Thor führte, um den alten Kaiſer ausfahren zu ſehen. Damals ſpielte er „'s giebt nur a Kaiſerſtadt, 's giebt nur a Wien“; und wenn er inzwischen mit der Zeit fortgeſchritten iſt, ſo hat er wohl heute den neueren und fröhlicheren Refrain auf der Balge:

„Berlin wird doch noch ein—mal
Die ſchönſte Stadt der Welt.“